

Monatsschriften der C. G. XIII. Band. Heft 7.

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Dreizehnter Jahrgang
1904
Viertes Heft.

Berlin 1904.
Weidmannsche Buchhandlung.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt.

Ziele und Aufgaben der Comenius-Gesellschaft.

Die C. G. hat den Zweck, die Entwicklung der religiös-philosophischen Weltanschauung der abendländischen Völker zu erforschen und damit die Geistes-Geschichte zum Range eines selbständigen Wissensgebietes zu erheben.

Die C. G. beabsichtigt insbesondere, die Weltanschauung und die Grundsätze des Comenius und der comenianischen Geistesrichtung, d. h. die Grundsätze der Humanität und des Humanismus und die Geschichte der Kultgesellschaften, die deren Träger waren und sind, wissenschaftlich zu untersuchen und klarzustellen.

Die C. G. hat sich die Aufgabe gestellt, in diesem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken und zugleich eine Wissenschaft der Volkserziehung (Sozial-Pädagogik) als selbständigen Wissenszweig zu begründen.

Jahresbeiträge gehen an das Bankhaus **Molenaar & Co., Berlin C., St. Wolfgangstrasse.**

Die **Austrittserklärung** muß drei Monate vor Schluß des Kalenderjahrs erfolgen widrigenfalls der Beitrag noch für das folgende Jahr fällig bleibt (§ 4 d. Satzungen).

Satzungen, Werbeschriften und Probehefte versendet auf Anfordern die **Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 22.**

XIII. Jahrg. Berlin, den 15. September 1904. Heft IV.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.



Schriftleitung:
Dr. Ludwig Keller
Berlin-Charlottenburg.
Berlinerstrasse 22.

Verlag:
Weidmannsche Buchhandlung
Berlin S.W.
Zimmerstrasse 94.

Die Monatshefte der C. G. erscheinen im Januar, März, Mai, Septbr. und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10,—. Einzelne Hefte M. 2,—. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Die Tempelherrn und die Freimaurer.

Ein Beitrag zur Geistesgeschichte.

Von

Ludwig Keller.

Durch alle Jahrhunderte zieht sich das Bemühen der Hierarchie, die Mitglieder des höheren und niederen Adels in festgeschlossenen Adelsgenossenschaften organisatorisch zusammenzufassen und deren inneren Halt durch die Schaffung einer kirchlich-religiösen Glaubensunterlage zu stärken.

In allen Ländern, wo diese Bemühungen von Erfolg begleitet waren, hat der Bund der Kirche mit dem Adel der ersteren in ihrem Kampfe um die Weltherrschaft wesentliche Dienste geleistet. Vor allem gewann die Hierarchie dadurch die Möglichkeit, ihrem damals gefährlichsten Mitbewerber, nämlich der landesherrlichen Gewalt, in jedem Augenblicke, wo die letztere sich dem geistlichen Einfluß zu entziehen dachte, einen kräftigen Wall entgegenzusetzen und mit Hilfe der von ihr geleiteten Adelsgenossenschaften, deren Interessen vielfach der Stärkung der monarchischen Autorität entgegenliefen, den Fürsten ein Paroli zu bieten.

Wenn man von der stets gleich gebliebenen religiösen Grundlage absieht, so haben die äußeren Formen, unter denen diese Adelsgenossenschaften organisiert worden sind, im Laufe der Jahrhunderte vielfach gewechselt.

Die im 19. Jahrhundert entstandene „Deutsche Adelsgenossenschaft“ beschränkt sich darauf, von ihren Mitgliedern die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis und die Verteidigung des Christentums zu fordern, verfolgt aber im übrigen ihre Ziele in den Rechtsformen eines einfachen Vereins, wie sie den Anschauungen des 19. Jahrhunderts entsprechen und wie sie notwendig waren, wenn die Leiter des Unternehmens ihr Ziel, nämlich den Zusammenschluß des katholischen und protestantischen Adels, erreichen wollten.

Die mittleren Jahrhunderte, in denen die römische Kirche die abendländischen Nationen allein beherrschte, machten in mehrfacher Beziehung eine freiere Bewegung möglich. Man beschränkte sich nicht auf die Anerkennung des Apostolikums, sondern forderte die volle Unterwerfung unter die Lehre der römischen Kirche und gab den Adelsgenossenschaften die festgeschlossenen Formen eines Ordens. Man weiß, welche Bedeutung die Ritterorden bis zum Ausgang des Mittelalters besessen haben.

Die Periode dieser älteren Ritterorden, die sich im Laufe der Zeit eine große Unabhängigkeit erkämpft hatten, schließt aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, mit dem Beginn der Reformation im wesentlichen ab. An ihre Stelle treten in der katholischen Welt nach dem Abschluß des Tridentinums und dem Beginn der Gegenreformation neue Adelsgenossenschaften, die sich zwar ebenfalls Ritterorden, nämlich rektifizierte Ritterorden, nannten, die in Wirklichkeit aber nur gewisse Namen, Bräuche und Formen der alten Genossenschaften übernommen hatten, während sie sonst den übrigen weltlich-kirchlichen Kongregationen jener Zeit mehr oder weniger gleich standen.

Das nachtridentische Zeitalter wird gekennzeichnet durch das lebhafte Bestreben — auch hierin zeigen sich sehr starke Vergleichspunkte jener Zeiten mit dem 19. Jahrhundert — die der Kirche stark entfremdeten Gemüter durch die Schaffung weltlich-kirchlicher Vereine und Genossenschaften wieder zu gewinnen. Man war eifrig bemüht, die Kräfte der Laien aus allen Ständen zusammenzufassen, um mit ihrer Hilfe den Kampf wider die „Häretiker“ aufzunehmen und ihre Zurückführung in den Schoß der Kirche zu bewirken. Seit den fünfziger und sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts beginnt daher ein neues Zeitalter

kirchlicher Genossenschaften aller Art — auch der Ursprung der marianischen Kongregationen fällt in diese Zeit — und es entstanden in vielen Ländern Kongregationen des Adels, der Offiziere, der Beamten, der Kaufleute u s. w., die zwar in ihrer äußeren Verwaltung selbständig waren, die aber ihre Richtung und ihre Antriebe durch die Oberleitung angesehener Ordens- oder Weltpriester empfingen, deren Namen den Sodalen unbekannt zu sein pflegten.

Diesen Zwecken dienten nun auch die rektifizierten Ritterorden, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in vielen Ländern entstanden. In richtiger Erkenntnis der Bedeutung geschichtlicher Überlieferungen suchte man der Idee nach den Zusammenhang mit den älteren Ritterorden in allen Äußerlichkeiten zu bewahren; es gab jetzt wie ehedem Ritter, Knappen und Novizen, Rüstung, Helm und Schwert waren wie früher in Gebrauch, aber die alte Verfassung, die ehedem den Rittern die oberste Leitung gesichert hatte, war beseitigt und die Priester waren die Ordensoberen. Auch die Ablegung der geistlichen Gelübde ward abgeschafft und nur diejenigen Gelübde wurden beibehalten, welche die in der Welt lebenden Mitglieder gewisser Mönchsorden oder die sog. Tertiarier abzulegen pflegten. Damit nahm die ganze Organisation den Charakter einer gewöhnlichen weltlich-geistlichen Adelsgenossenschaft an, nur mit der Maßgabe, daß in bestimmte Grade auch solche Männer Aufnahme fanden, die keinen Adelsrang besaßen, und daß Fürsten, gleichviel ob sie weltliche oder Kirchenfürsten und Kardinäle waren, ohne rituelle Aufnahme zu Rittern erklärt werden konnten.

Im übrigen war in allen Graden, ähnlich wie bei den alten Ritterorden, eine förmliche Initiation vorgesehen. Die unterste Stufe der rektifizierten Orden bildeten, wie bemerkt, die Novizen, mit deren Leitung der Superior der Novizen betraut war. Bei dem feierlichen Aufnahmeakt in den Novizengrad pflegte der „Postulant" vor dem Priester knieend seinen Wunsch auszusprechen, die Bekleidung des Ordens zu erhalten. Dieser Wunsch ward in feierlicher Form durch Segnung und Überreichung der Abzeichen gewährt. Dann ward dem Eingekleideten eine brennende Kerze überreicht und er erhielt den Novizennamen. Die Unterzeichnung eines Reverses schloß die Aufnahme ab.

Wenn sich der Novize, dessen Leben und Wandel der Aufsicht des Ordens unterlag, bewährt hatte, konnte seine Aufnahme

zum Ritter erfolgen. Innerhalb dieser Stufe aber gab es ebenfalls mehrere in sich verschiedene Grade, nämlich einmal die Waffenträger (armigeri), d. h. solche Ordensbrüder, die von Geburt nicht adelig waren und daher keinen Ritterschlag erhielten, die Socii und amici, wie weltliche und Kirchenfürsten, die keinen Profeß zu tun brauchten, weil sie ipso jure Ritter waren, und endlich die eigentlichen Ritter, die Profeß taten und den Ritterschlag erhielten.

Die Initiation der letzteren, der Profeß, war mit besonderen Feierlichkeiten verknüpft und durfte nur an kirchlich geweihten Altären im sogenannten Kapitel stattfinden. Derjenige Ritter, der zum Profeß zugelassen war, war mit einem weißen Mantel bekleidet und mit dem Gürtel umgeben. Unmittelbar vorher ward ihm das Kreuz zum Kusse vorgehalten. Die Formula professionis militum — das ganze Ritual ist in diesem Grade lateinisch — enthielt den Schwur, wonach der neue Ritter in Gegenwart des allmächtigen Gottes zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Bernhard von Clairvaux gelobte, sein ganzes Leben lang die Gebote Gottes und die Regel des heiligen Bernhard, wie sie vom Papst bestätigt war, zu befolgen.

Indem man diesen Adelsgenossenschaften den Namen Ritterorden gab, kennzeichnete man für die Eingeweihten die den Außenstehenden nicht sofort ersichtliche Tatsache, daß es sich um eine wirkliche Ordensgesellschaft in dem Sinne handelte, wie das Wort damals zur Kennzeichnung der „Dritten Orden“ in Gebrauch war. Die rektifizierten Ritterorden standen in allen wesentlichen Punkten den Tertiariern oder den sogenannten Dritten Orden gleich, sie besaßen, wie letztere, eine vom Papst bestätigte Regel, sie trugen wie diese unter Beibehaltung gewisser ritterlicher Bräuche geheime Abzeichen, deren Stoff und Form bestimmt war, nämlich das Scapulier und den Strick (Gürtel) der Tertiarier, sie standen, wie die Dritten Orden, unter der Leitung unbekannter Ordensoberen, sie wurden, wie diese, an einem geweihten Altar unter feierlicher Initiation mit Vorhaltung des Kreuzes und unter der Verpflichtung des Kampfes für das Kreuz aufgenommen und sie mußten sich, wie die Tertiarier, verpflichten, den Orden niemals zu verlassen und das Band und den Strick, das sie als Abzeichen erhielten, niemals abzulegen; daher ward das Scapulier mit in das Grab genommen, ja selbst die rituelle Erteilung eines neuen Namens kehrt bei den Ritterorden

wie bei den Tertiariern wieder. Nur der rituelle Gebrauch des Schwertes, der den Rittern gelassen war, unterschied diese Ritter-Tertiarier von den übrigen Tertiariern der Dritten Orden.

Zu denjenigen älteren Orden, die im 15. Jahrhundert verboten und aufgelöst worden waren, gehörte der Ritterorden des heiligen Lazarus, der seit dem 13. Jahrhundert eine segensreiche Wirksamkeit im Dienste der Krankenpflege entfaltet hatte, und der schon durch seine Ordenstracht — die Ritter trugen den weißen Mantel und das achtspitzige Kreuz — eine nahe Verwandtschaft mit dem Johanniter-Orden erkennen ließ.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ward nun dieser im Jahre 1490 vom Papst Innocenz VIII. aufgehobene Orden wieder hergestellt und in gewisse frühere Vorrechte wieder eingesetzt, nur mit den Verfassungsänderungen, die wir oben erwähnt haben, Änderungen, die die alte Rittergesellschaft in eine Schwurgenossenschaft adliger Laien unter geistlicher Leitung verwandelten, welche sich die Verteidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens zur Aufgabe machte. Das Privilegium, welches Herzog Emanuel Philibert von Savoyen im Jahre 1572 dem rektifizierten Lazarusorden ausstellte, gibt über diese Wandlung näheren Aufschluß. Ähnlich wie einst die Tempelherrn wider die Sarazenen im Felde gestanden und für den Aufbau der christlichen Kirche im Morgenland gekämpft hatten, so sollten nach dem Privilegium jetzt die Ritter des heiligen Lazarus den Kampf gegen den Abfall, der sich seit der Reformation im Abendlande vollzogen hatte, als eifrige Ritter des Kreuzes unter geistlicher Führung aufnehmen.

Die neuen Kreuzritter wären wohl schwerlich zu erheblicherer Bedeutung gelangt, wenn nicht außer dem Herzog von Savoyen auch König Ludwig XIV. von Frankreich in dieser Organisation ein wirksames Mittel für seine Zwecke erkannt hätte. Einflußreichen Männern des französischen Hofes gelang im Jahre 1664 eine weitere Reorganisation des Ordens, dem durch die Verschmelzung mit dem Orden „Unserer lieben Frau vom Berge Carmel“ neue Kräfte und neue Mittel zugeführt wurden. Ludwig XIV. hielt es zwar für zweckmäßig, die Übernahme der erblichen Großmeisterwürde, die man ihm angetragen hatte, abzulehnen, genehmigte aber, daß sein Günstling, der Staatssekretär

und nachmalige Kriegsminister Marquis de Louvois diese Würde im Jahre 1673 übernahm und sie bis zu seinem Tode († 1691) behielt. Ein Jahr vor dieser Übernahme hatte Ludwig verfügt, daß der rektifizierte Orden die Güter sämtlicher früherer Ritterorden in Frankreich zu freiem Eigentum erhalten solle, und hatte durch diesen ungewöhnlichen Gunstbeweis den Rittern des heiligen Lazarus ein Ansehen und eine Machtstellung gegeben, die es selbst einem Louvois als dankbare Aufgabe erscheinen ließ, neben seinen übrigen wichtigen Ämtern auch diese Würde zu übernehmen. Der Orden zählte damals in fünf Prioraten (Normandie, Bretagne, Burgund, Flandern, Languedoc) nicht weniger als 145 Commenden. Die schweren Kämpfe, in welchen sich die Regierung Ludwigs XIV. zwar nicht mit den Sarazenen, aber mit den „Ungläubigen" des eigenen Landes und anderer Länder befand, gaben dem Orden mannigfache Gelegenheit, das Gelübde des Gehorsams zu betätigen, und die reichen Mittel, über die die Ritter des heiligen Lazarus verfügten, schufen die Möglichkeit, solchen Männern, die in den Schoß der Kirche zurückkehrten und dadurch ihre früheren Stellungen einbüßten, Präbenden zu gewähren, die ihnen eine standesgemäße Existenz und die tätige Mitarbeit zur Gewinnung weiterer Seelen ermöglichten.

Neben dem Orden des heiligen Lazarus spielte seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich wie in Polen der Ritterorden des heiligen Geistes, den König Heinrich III. von Frankreich am Pfingstfeste 1573 aus Anlaß seiner Wahl zum Könige von Polen begründet hatte, eine Rolle. Heinrich III. hatte Gründe gehabt, den älteren Ritterorden vom heiligen Michael, der in seinen Zielen und seiner Organisation dem Lazarus-Orden verwandt war, unter den Einfluß der Krone zu bringen und zugleich den Adel in eine festere Beziehung zur Dynastie zu setzen. Hochangesehene Mitglieder des Michaelordens waren schon unter Heinrich II. zu den Hugenotten übergetreten. Als des Königs Generaloberst Andelot, der Bruder des Admirals Gaspard von Coligny, im Mai 1558 von Heinrich II. wegen seiner Begünstigung der Reformation zur Rede gestellt ward, wies der König unwillig auf den Michaelsorden an Andelots Halse hin und erklärte: Andelots Fernbleiben von der Messe widerspreche dem Ordenseid. Darauf erwiderte dieser: damals (d. h. bei Ablegung des Eides) wußte ich nicht, was es heißt, ein Christ sein; hätte mich Gott damals berührt gehabt wie jetzt, so hätte ich auf diese Bedingung hin

den Orden nicht genommen.[1]) Und was hier von Andelot berichtet wird, das traf damals auf andere Mitglieder der rektifizierten Ritterorden zu Ähnlich wie es früher und später geschah, wenn man den Einfluß einer unbequemen Organisation beseitigen wollte, so geschah es auch hier: man schuf unter unmittelbarer königlicher Protektion einen vornehmeren Orden und setzte fest, daß niemand in diesen höheren Orden Zutritt erhalte, der nicht vorher die untere Stufe des Michaelsordens erworben habe. Damit war die Degradierung dieses Ordens vollzogen und seine obere Leitung in die Hände eines höheren Ordens gebracht, der dem Könige unmittelbar nahe stand.

Die Ritter des heiligen Geistes genossen große Vorzüge: Großmeister war der König von Frankreich; die Ritter durften an den Ordensfesttagen an der königlichen Tafel speisen; alle Prinzen des königlichen Hauses waren Mitglieder; unter der Höchstzahl von hundert Rittern waren vier Kardinäle und vier Erzbischöfe oder Bischöfe; jeder Ritter bezog eine Präbende von 4000 Livres. Dagegen mußten die Ritter schwören, keine Besoldung einer auswärtigen Macht anzunehmen; sie waren gebunden, täglich die Messe zu besuchen und mindestens zweimal jährlich zu beichten. Wir wissen aus den Schilderungen fremder Reisender, daß der Orden des heiligen Geistes sich im Jahre 1730 zu Paris der besonderen Gunst des Königs erfreute und für ihn eine Art von adliger Leibwache bildete.

Frankreich aber war keineswegs das einzige Land, wo man die Wiederbelebung der einst mit blutiger Gewalt niedergekämpften Ritterorden für nützlich hielt. Dem durch Ludwig XIV. gegebenen Beispiel folgte Jacob II. aus dem Hause Stuart, der am 6. Februar 1685 nach dem Tode seines Bruders Karls II. König von England, Schottland und Irland geworden war. Jacob II. hatte sich seit dem Jahre 1671, wo er seinen protestantischen Glauben abgeschworen hatte, in starke Abhängigkeit von Ludwig XIV. begeben und alle die Mittel, welche für die Bekämpfung der „Häresie“ in Paris für zweckdienlich erachtet wurden, ahmte Jacob II. nach seinem Regierungsantritt nach; auch für ihn scheint der Gesichtspunkt durchschlagend gewesen zu sein, daß Schwurgenossenschaften, die in der Stille wirkten, sehr nützliche Dienste leisten und wohlorganisierte Orden, wenn sie

---

[1]) Erich Marcks, Gaspard von Coligny, Stuttg. 1892 I, 135 f.

Präbenden gaben, für Konvertiten eine wertvolle Rückzugslinie werden könnten.

So ward denn seit 1687 der älteste Ritterorden Schottlands, der Orden des heiligen Andreas, wieder hergestellt, und indem König Jacob II. sich selbst zum Großmeister erklärte, darf man um so mehr annehmen, daß auch im übrigen die geheim gehaltenen Zwecke und Einrichtungen des Andreas-Ordens denen der rektifizierten Ritterorden entsprachen, weil das Auftauchen der neuen Adelsgenossenschaften an allen katholischen Höfen die leitende Hand einer Zentralstelle deutlich erkennen läßt. Aber während in Frankreich für die neuen Ordens-Ritter unter der Gunst des Hofes eine freie Bewegung möglich blieb, mußte der Orden der Andreas-Ritter seit der Vertreibung Jacob II. und zumal seit der Vereitelung des Mordanschlages auf Wilhelm III. im Jahre 1696, wo die Mitwissenschaft der Jacobiten bald erwiesen ward, mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umgeben werden.[1])

Ähnliche Bestrebungen wie in Savoyen, in Paris und am Hofe Jacob II. tauchen auch in anderen Ländern, z. B. im Königreich Polen, auf, wo unter den Königen Sigismund III. (1587—1632), Wladislaw IV. (1632—1648) und Johann Kasimir (1648—1669) ein ganz ungewöhnlicher propagandistischer Eifer und der lebhafte Wunsch erwacht war, auf allen erreichbaren Wegen der Ausbreitung des Glaubens nützlich zu sein. Unter König Wladislaw ward um das Jahr 1636 der Versuch gemacht, einen Orden der Kreuz-Ritter zu stiften, und es gelang in der Tat, viele Mitglieder des polnischen Adels zur Beitritts-Erklärung zu bewegen. Die Sache nahm aber keinen rechten Fortgang, weil die Fürsten Radziwill, damals bekanntlich die Führer der Protestanten, ihren ganzen Einfluß dagegen aufboten.[2])

Dasselbe Schicksal erfuhren die gleichen Bestrebungen, die um das Jahr 1700 in dem benachbarten Preußen auftauchen. Die Versuche, in Berlin Fuß zu fassen, fallen in die Zeit, wo die

---

[1]) In Folge dieses Umstandes wissen wir nicht viel von der Geschichte dieses Ordens. Höchst auffallend ist nur, daß in seinen Einrichtungen gewisse Bräuche jener alten Kultgesellschaften des Humanismus wiederkehren, die bereits im 17. Jahrhundert unter der Hülle von Akademien und Gewerkschaften in der Stille eine große Rolle spielen, und daß der Versuch, den rektifizierten Andreas-Orden mit diesen Sozietäten in eine organische Verbindung zu setzen, klar erkennbar ist.

[2]) Vgl. M C G Bd. IV. (1895), S. 19 und die dort angeführten Quellen.

verhüllte Organisation der römischen Propaganda sich ernstlich mit der Hoffnung trug, daß das Streben nach der Königskrone das Haus der Hohenzollern allmählich in den Schoß der römischen Kirche zurückführen werde. Man weiß, daß die Eindrücke, welche die an den Hof berufenen Patres Vota und von Lüdinghausen, genannt Wolff, aus der Gesellschaft Jesu in Berlin gewonnen hatten, in dieser Richtung sehr vielversprechende waren und daß die Berichte, die sie aus Berlin sandten, am meisten dazu beigetragen haben, die Bedenken, die der Kaiser wider die preußische Königswürde hegte, zu zerstreuen.[1])

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige König Friedrich Wilhelm I., war es, auf dessen Initiative die Freunde der Ritterorden um das Jahr 1700 hohe Erwartungen setzten.

Wir besitzen das Original einer Denkschrift, die den völlig ausgearbeiteten Plan eines „Ritter-Ordens der Cherubim" enthält, dessen Einrichtung die unbekannten Befürworter aus Anlaß der am 28. November 1706 bevorstehenden Hochzeit des Kronprinzen mit Sophia Dorothea erhofften. Im XII. Artikel dieser Denkschrift heißt es, daß „die Ordens-Ritter den Preußischen Kronprinzen für das rechte und beständige Ober-Haupt des Ordens demütig erkennen und halten sollen".

Die Gleichartigkeit dieser Organisation der „himmlischen Ritter der Cherubim" mit den geistlich-weltlichen Adelsgenossenschaften der römischen Kirche tritt in allen wesentlichen Bestimmungen klar zu Tage. Insbesondere wird auch hier der Kampf für den wahren Glauben als letztes Ziel der Ordens-Ritter nachdrücklich hingestellt und die Übung „christgeziemender Ritter-Tugenden" gefordert.

Die Bestimmungen des projektierten Statuts, die sich natürlich den protestantischen Verhältnissen anpassen mußten, sind zur Kennzeichnung anderer einstweilen nicht bekannt gewordener Statuten der geistlich-weltlichen Adelsgenossenschaften sehr charakteristisch.

Die Verfasser der Denkschrift versprechen dem Fürsten, der die Organisierung des Ritter-Ordens in die Hand nimmt, die größten Vorteile. Das Ober-Haupt des Ordens werde durch diesen Orden — so sagt die Denkschrift — „für künftig hinter die größten und wichtigsten Staats- und Kriegs-Geheimnisse und Maximen der meisten Europäischen Höfe kommen

[1]) Näheres in den M C G Bd. X (1901) S. 1 ff. — Vergl. die Akten des Geh. Staats-Archivs (u. a. Rep. 94 II. 9. 3gggg).

und gelangen können". Indem der Verfasser — er nennt sich Johann Georg Förderer, Edler von Richtenfelß — dieses Motiv an die Spitze seiner Denkschrift stellt, gibt er zu erkennen, daß er demselben besonderen Wert beilegte.

Der zweite Artikel des Ordens-Reglements verlangt, daß „ein in den Orden rezipiertes Mitglied schuldig und verbunden sein soll, eine genaue und geheime Korrespondenz an einem von dem Ordens-Oberhaupt ihm designierten Hofe zu führen". Von allem, was er dort erfährt, soll er dem Ordens-Kanzler Bericht erstatten.

Auch sind der Denkschrift Vorschläge wegen des Ordens-Zeichens, des Ordens-Eides und der Ordens-Matrikel beigegeben. Das Ordens-Zeichen soll folgende Gestalt haben:



„Zwei ineinander geschlungene und die höchste Glückseligkeit andeutende oder vorbildende Triangel von Gold, blau ämuliert, auf den sechs Ecken mit einem Diamant versetzet, in der Mitte aber mit dem Namen Gottes יהוה, welcher unter einem Kristall hervorstrahlet, versehen und gezieret, an einem Farbenband getragen."

Wenige Jahrzehnte nach diesen Versuchen, mit Hülfe ritterlicher Adelsgenossenschaften an protestantischen Höfen und in protestantischen Ländern Fuß zu fassen, taucht in derselben Umgebung, in der einst der rektifizierte St. Andreas-Orden entstanden war, der Ritterorden der Tempelherrn oder der „hohe Orden vom h. Tempel zu Jerusalem" — so nannte er sich selbst — auf.

Die politischen Mißerfolge, von denen König Jacob II. verfolgt worden war, hatten ihn allen Einflusses auf die Entwicklung der schottischen Heimat beraubt, und sich selbst überlassen geriet der Andreas-Orden bald auf Wege, die ihn seiner ursprünglichen Bestimmung gänzlich entfremdeten.

Aber die Männer, welche die Vorteile adliger Schwurgenossenschaften, zumal wenn sie den Charakter geheimer Gesellschaften

besaßen, durch die Erfahrung kennen gelernt hatten, gaben die Versuche damit keineswegs auf, und so erscheint denn, ähnlich wie es mit dem Kronprinzen von Preußen geplant war, einige Zeit später der Sohn Jacobs III., der Erbe des Hauses Stuart Karl Edward, in aller Stille an der Spitze eines neuen Ritter-Ordens, eben des hohen Ordens vom h. Tempel zu Jerusalem.

Aus den Gründen, die wir oben bereits angedeutet haben, schien es den Stiftern dieses rektifizierten Ritterordens wichtig, an gewisse Formen, Namen und Überlieferungen des einst mit Stumpf und Stiel ausgerotteten Ordens der Tempelherrn anzuknüpfen. Ja, man hielt es sogar für zweckmäßig, in aller Stille die Meinung zu verbreiten, daß der „hohe Orden des h. Tempels“ die unmittelbare Fortsetzung des alten Ordens sei, und man fand damit in manchen Kreisen Glauben, obwohl Beweise für diese Meinung nicht beigebracht worden sind und nicht beigebracht werden konnten.

Der rektifizierte Orden der Tempelherrn gewann ähnlich wie die gleichartigen Ritterorden des h. Lazarus und des h. Geistes bald innerhalb der Hofkreise und des Adels nicht bloß der romanischen, sondern auch mehrerer germanischer Länder eine ungewöhnlich kräftige Entwicklung, die deutlich erkennen ließ, daß er von einflußreicher Zentralstelle aus geleitet ward und daß er in den unbekannten Oberen, die ihn leiteten, einen mächtigen Rückhalt besaß. Die heftigen Kämpfe, die für und gegen ihn geführt worden sind — ich erinnere an die Schriften Nicolais und Herders aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts[1]) — geben einen Hinweis auf die geschichtliche Bedeutung, die der Orden gewonnen hat. Wenn man sieht, daß erst mit der völligen Niederlage des Hauses Stuart gegen Ende des Jahrhunderts sein Einfluß mehr und mehr sich abschwächt, so kann man ermessen, welche Rolle ihm bestimmt gewesen wäre, wenn der Prätendent Karl Edward die Königskrone von Großbritannien sich hätte auf das Haupt setzen können.

Jacob III. hatte infolge des Friedens von Utrecht Frankreich, wo er Schutz gesucht hatte, verlassen müssen und sich zunächst nach Lothringen begeben. Nach dem Tode der Königin Anna

[1]) Näheres darüber in den M C G Bd. XII (1903) S. 314 ff. — Die dort ausgesprochene Ansicht, daß der rektifizierte Tempelherrnorden in sich Reste der alten Sozietäten fortgepflanzt habe, muß nach den vorstehenden Ausführungen berichtigt werden.

war er im Januar 1716 in Schottland erschienen, wo er zum Könige ausgerufen worden war. Von hier abermals vertrieben, fand er Aufnahme bei dem Papst, der ihn an mehreren Orten königlich unterhielt. Im J. 1719 kam er auf Einladung der spanischen Regierung nach Madrid, wurde als König empfangen und durch eine spanische Flotte zum Kampf gegen England unterstützt. Nachdem auch dieses Unternehmen gescheitert war, ging Jacob III. nach Italien zurück und verheiratete sich mit der polnischen Prinzessin Maria Clementine Sobieska, die ihm am 31. Dezember 1720 den Thronerben Karl Edward gebar.

Als Erzieher dieses Prinzen ward im Jahre 1723 ein damals schon ziemlich bekannter Gelehrter, Michael Andreas Ramsay, an den Hof berufen.

Andreas Michael Ramsay war um das Jahr 1680 als Sprößling eines alten protestantischen Geschlechts in Schottland geboren, hatte aber unter dem Einfluß Fénelons späterhin den Glauben seiner Väter abgeschworen und war, wie viele andere Konvertiten, alsbald in die Adelsgenossenschaft der rektifizierten Lazarus-Ritter, die wir kennen, aufgenommen worden.

Ein dauernder Einfluß ist auf Ramsays Denkart durch Fénelon geübt worden; eifrig wie letzterer, erfüllt von dem Wunsche, alle Andersgläubigen in den Schoß der Kirche zurückzuführen — wir kennen seinen Bekehrungseifer aus seinem Verkehr mit jungen protestantischen Adligen in Paris — hat er doch im Gegensatz zu einflußreichen Orden der römischen Kirche stets die freundschaftliche Annäherung an die Protestanten, nicht aber deren gewaltsame Bekehrung für richtig gehalten. Sein Ziel war es, zunächst den Kampf für das Kreuz als gemeinsames Ziel aller Gläubigen hinzustellen und Katholiken wie Protestanten nach Fénelons Vorgang[1]) zu Genossenschaften zu vereinigen, wo dann gemeinsame Arbeit allmählich den Übertritt zur Folge haben könne.

Mit und durch diese Beziehungen zu Fénelon, der ebenso sehr durch seine allerdings nicht immer ungetrübten Beziehungen zum französischen Hofe wie durch seine schriftstellerischen Leistungen ein Mann von Weltruf war, war Ramsay für eine weitere fruchtbare Tätigkeit die Bahn geebnet.

Zunächst ward Ramsay, wie gesagt, Mitglied des Ordens vom h. Lazarus, dessen Großmeister damals Herzog Philipp II. von

[1]) Fénelon selbst stand an der Spitze einer adligen Damengenossenschaft, welche sich der Erziehung junger evangelischer Mädchen widmete.

Orleans war, und legte als solcher die Gelübde ab, wie sie in diesem Orden üblich waren, und übernahm die Regeln eines Professen. Zugleich erhielt er eine Ordens-Präbende, die ihm ein Jahres-Einkommen von 4000 Livres sicherte.[1]) Darüber, ob dieser Orden ebenso wie der für Berlin geplante Cherubim-Orden zugleich dazu bestimmt war, um durch ihn hinter die Staatsgeheimnisse anderer Länder zu kommen, wissen wir ebensowenig etwas, wie darüber, ob die Ritter sich verpflichteten, alles zu melden, was sie von den Konspirationen der Gegner etwa in Erfahrung brachten.

Ramsay besaß viele wertvolle Beziehungen unter seinen früheren Glaubensgenossen, und aus den Reiseberichten zweier junger protestantischer Deutschen von Adel, zu denen Ramsay in Paris nahe freundschaftliche Beziehungen suchte und fand — es waren Heinrich XI., Graf Reuss und dessen Begleiter Anton von Geusau — erfahren wir, daß Ramsay sich diesen gegenüber als Jansenisten gab; gleichzeitig aber erzählt derselbe Bericht ganz unbefangen, daß eifrige Jansenisten in Ramsay keinen zuverlässigen Jansenisten erkannten.[2])

Einen Mann, der mit Katholiken wie mit Protestanten vielfache Beziehungen besaß, konnte Jacob III. als Mitglied seines Hofes, der doch auch mit seinen englischen Untertanen protestantischen Glaubens zu rechnen hatte, besonders gut gebrauchen, und von der Stellung aus, die Ramsay zuerst als Gouverneur des vierjährigen Karl Edward einnahm, stieg er alsbald zu wichtigeren Vertrauensposten empor.

In dem Augenblick, wo nach dem Tode des Regenten Philipp von Orleans die französische Politik eine für das Haus Stuart günstige Richtung einschlug, ging Ramsay nach Paris zurück und zwar trat er äußerlich als Gouverneur in das Haus der Schwester Marie Clementinens, nämlich Marie Charlotte Sobieskas ein, die an den Prinzen von Turenne verheiratet war. Obwohl er außer diesem Posten keine amtliche Stellung inne hatte, so unterhielt er doch, wie wir sehen werden, zu den leitenden Staatsmännern Frankreichs Beziehungen, die einen sehr vertraulichen Charakter besaßen.

Jacob III. hatte ein dringendes politisches Interesse daran, auf seine protestantischen Landsleute in England und Schottland

[1]) Büsching, Beyträge zu der Lebensgeschichte etc. Halle 1785, III, 324.
[2]) Büsching, Beyträge III, 333.

Einfluß zu gewinnen, und es scheint, daß die Trennung von seiner Gemahlin, die im J. 1725 erfolgte, und die gleichzeitige Ernennung des protestantischen Lord Hayes zum Oberhofmeister des Erbprinzen auch eine gewisse innere Annäherung des katholischen Jacob an die Protestanten zur Folge hatte. Genug, die Politik des Prätendenten ging seit 1725 stark in der Richtung, Fühlung mit einflußreichen Organisationen seines Heimatlandes zu suchen, gleichviel, ob sie zur römischen Kirche im Gegensatz standen oder nicht.

Der nächste Erfolg, den die Stuarts erzielten, war die Ernennung des Kardinals Fleury zum Premier-Minister in Paris, die am 11. Juni 1726 vollzogen ward. Ein Jahr später traf am Hofe Jacobs III. die Nachricht von dem plötzlichen Ableben König Georgs I. von England ein, der auf der Reise nach Hannover zu Osnabrück am 22. Juni 1727 gestorben war — eine Nachricht, die den Prätendenten veranlaßte, sofort in die Hauptstadt Lothringens zu reisen, um sich mit seinen Agenten in Paris, London, Hannover u. s. w. in Verbindung zu setzen. Jahre lang spielten jetzt die Intriguen und Machenschaften, und Große, Staatsmänner und Unterhändler aller Art waren zwischen Rom, Paris und England unterwegs.

Einige Zeit nach dem Tode Georgs I. unternahm Ramsay von Paris aus eine längere Reise nach England und zwar, wie es schien, zu wissenschaftlichen Zwecken. In Oxford erwarb er die Doktorwürde, obwohl eine erhebliche Minderheit gegen die Erteilung dieser Würde war, weil er als Agent der Stuarts betrachtet wurde. Um dieselbe Zeit, vielleicht schon vorher, nämlich am 12. März 1729, ließ er sich in die Gentlemens Society in Spalding aufnehmen, der damals u. a. Theophile Desaguliers, einer der Begründer der englischen Großloge von 1717, Lord Paisley, William Stuckeley, der Herzog von Montagu, der Earl of Dalkeith und andere bekannte Freimaurer angehörten.

Wir wissen aus Ramsays eigenem Zeugnis, daß er, als er im Jahre 1730 nach England kam, sich bereits zu den Freimaurern zählte, aber wir wissen nicht, wann und wo er aufgenommen worden ist und insbesondere nicht, ob er, da er seit 1710 England verlassen hatte und bald in das streng katholische Lager übergegangen war, in einer unter der Konstitution der englischen Großloge arbeitenden Loge seine Aufnahme erlangt hat; man muß beachten,

daß Ramsay seit mindestens 1723 als Agent der Stuarts eine allgemein bekannte Persönlichkeit war und daß die Großloge von 1717 unter dem Protektorat des Hauses Hannover arbeitete, mithin allen Grund hatte, sich vor dem Eindringen solcher Agenten seiner Todfeinde zu schützen.

Wir wissen nicht, ob er an den Arbeiten englischer Logen während seines englischen Aufenthalts teilgenommen hat, wohl aber erfahren wir durch ihn selbst, daß er sich bei dem Großmeister — diese Würde lag im Jahre 1730 in der Hand des Herzogs von Norfolk — hat einführen lassen und diesem Vorschläge für eine Reform der Freimaurerei gemacht hat. Es ist kaum denkbar, daß ein kluger und erfahrener Mann wie Ramsay einen so kühnen Schritt gewagt haben könnte, wenn er nicht schon damals als freiwilliger oder bevollmächtigter Vertreter einflußreicher Personen handelte.

Wir kennen den Inhalt seiner damaligen Vorschläge nicht; späterhin aber hat Ramsay behauptet, daß seiner Ansicht nach die Begründer der englischen Großloge über Ursprung und Grundsätze der Sozietät — der Name Society of Masons war damals in allen amtlichen und außeramtlichen Kundgebungen der gebräuchliche Ausdruck — in Irrtümern befangen seien.

Es trifft sich glücklich, daß wir Ramsays Auffassungen über diese Punkte aus seinen eigenen Worten kennen, die ein junger deutscher Protestant, den Ramsay vergeblich in Paris zur Abschwörung seines Glaubens zu bestimmen suchte, ohne Ramsays Vorwissen in sein Tagebuch eingetragen hat.[1])

Ramsay hatte sich die Überzeugung gebildet — wir nehmen an, daß er stets die Wahrheit gesagt hat — daß die Brüderschaft während der Regierung der Königin Elisabeth im 16. Jahrhundert ihre „alten Ceremonien", weil diese katholischen Charakter getragen hätten, abgeschafft habe. „Diese Versammlungen der Brüderschaft, sagt er, schienen der Königin Elisabeth papistische heimliche Zusammenkünfte zu sein, weil die Ceremonien der Aufnahme mit den Ceremonien der römischen Kirche manches gemein hatten." Diese alten Ceremonien müsse man wieder herstellen, da die veränderten und bis heute im Gebrauch befindlichen Ceremonien keine vernünftige Bedeutung mehr besäßen. Es sei notwendig, die Bräuche der Orden wieder herzustellen,

1) Büsching, Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen etc. Halle 1785, III, 327.

aus denen die Freimaurerei entstanden sei, nämlich die Ceremonien des Ritterordens der älteren Tempelherrn; bei einer Versammlung der Freimaurer in Paris habe er auf Verlangen des Großmeisters eine Rede gehalten und das Thema dazu aus der Geschichte der Tempelherrn entlehnt. Die Tempelherrn solle man sich als Beispiel dienen lassen: sie seien, so lange sie bei ihrer Stiftungsregel geblieben, von jedermann geliebt und gelobt worden, als sie aber davon abgefallen seien und sich den Ausschweifungen hingegeben hätten, da seien sie ein Gegenstand der Verfolgung geworden.

Auch sei man sonst unter den Freimaurern vielfach auf unrichtigen Wegen gewesen. Bisher nämlich habe die Brüderschaft ihre Geheimnisse keinem Menschen offenbart, der sich nicht in dieselbe in aller Form habe aufnehmen lassen; er (Ramsay) halte dies für falsch. Man müsse bei Königen und bei dem Papste eine Ausnahme machen, denn, wenn diese es verlangten und ihr Wort von sich gäben, daß sie Stillschweigen beobachten wollten, so dürfe man ihnen die Geheimnisse (der Freimaurer) wohl bekannt machen.

Die Stellung, welche Ramsay als eines der geistig hervorragendsten Mitglieder innerhalb des Ritterordens vom h. Lazarus einnahm, ward selbstverständlich durch seine intime Beziehung zum Kabinet des Hauses Stuart und zu dem mit diesem befreundeten Kardinal Fleury noch wesentlich gestärkt.

Es lag nahe, daß der Lazarus-Orden und die ihm nahestehenden Ritterorden einen so hervorragenden Ordens-Ritter bei seinen Versuchen, eine „Reform“ der Freimaurer zu bewirken, unterstützten, und tatsächlich erfahren wir denn auch, daß die Ordens-Ritter in größerer Zahl sich in Paris zu Freimaurern aufnehmen ließen. An einem einzigen Abend wurden nicht weniger als sechs Ritter des h. Geistes[1]) aufgenommen, desselben Ordens, der, wie wir sahen, zur Ausbreitung des katholischen Glaubens begründet und nach Art der Tertiarier organisiert war.

---

[1]) Kloß, Geschichte der Freimaurerei in Frankreich, I, 27 (nach gleichzeitigen Nachrichten). Vielleicht auf dieselbe Aufnahme bezieht sich die nachfolgende Notiz, die zugleich die Teilnahme der katholischen Hofkreise beleuchtet. Wir besitzen eine Zeitungs-Nachricht vom 20. März 1736, worin es u. a. heißt: „Ohnlängst wurden zehn neue Mitglieder in diese Gesellschaft (der Freimaurer) aufgenommen und die Ceremonie mit einer prächtigen Mahl-

In Paris wie an manchen sonstigen Orten Frankreichs begegnen uns vor der Errichtung anerkannter Logen mancherlei Organisationen und Sozietäten mit maurerischen Formen, die von den gleichzeitigen oder späteren Großlogen gern als „irreguläre“ Logen bezeichnet werden.[1]) Da diese Verbände meist älteren Ursprungs waren, kein Patent und keine Konstitution der englischen Großloge von 1717 nachgesucht oder erhalten hatten und sich von der Jurisdiktion der neuen Großloge soweit möglich in Unabhängigkeit zu erhalten suchten, so begegnen ihre Namen und ihre Geschichte nur ausnahmsweise in den Annalen der Großloge und ihre Schicksale, die sich unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses abspielten, sind meist in Dunkel gehüllt.

In das Licht der Geschichte treten die französischen und insbesondere die Pariser Logen erst um die Mitte der dreißiger Jahre und zwar weisen hier alle Spuren auf die in Frankreich lebenden Anhänger des Hauses Stuart zurück.

In Paris befand sich schon seit den Tagen, wo Jacob II. als Flüchtling in St. Germain en Laye Hof hielt, eine englisch-schottische Emigranten-Gemeinde, deren Mitglieder als Anhänger der Stuarts hier Schutz gesucht hatten und die natürlich bemüht waren, durch sorgfältige Pflege der Verbindung mit der Heimat an ihrem Teile der Rückkehr der Stuarts und der eigenen nach Kräften vorzuarbeiten.

In dieser Fremden-Gemeinde war Karl Radcliffe Derwentwater als Enkel König Jacobs II. von dessen natürlicher Tochter Maria Tudor und als einer der größten Grundbesitzer Schottlands das angesehenste Mitglied. Er hatte mit seinem Bruder Jacob an der Spitze der katholischen Bevölkerung Nord-Englands die Erhebung gegen das Haus Hannover geleitet, war mit diesem im Jahre 1715 gefangen genommen und im Jahre 1716 wegen Aufruhrs zum Tode verurteilt worden. Während das Urteil an Jacob voll-

zeit, welcher Leute vom ersten Range beigewohnt, beschlossen, wobei ein gewisser Herzog, ehe man noch zur Tafel sich niedergesetzt, einem englischen Lord 1700 Louisdor im Piquet-Spiel abgewonnen. Den 13. dieses wurden abermals sechs Glieder in besagte Gesellschaft aufgenommen, unter welchen sich einer der vornehmsten Herrn unseres Hofes soll befunden haben . . .“.

[1]) Auch Gould, The History of Freemasonry, London 1886, V, 138, sagt von den frühesten französischen Logen: „I have already stated my opinion, that Lodges were held on the Continent previous to our earliest records in an informal and irregular, perhaps even spasmodic manner“.

streckt wurde, war es Karl Radcliffe gelungen, aus dem Gefängnis zu entfliehen und nach Paris zu entkommen, wo er nun planmäßig den neuen Feldzug zur Wiedereroberung Englands und Schottlands vorbereitete, der aber erst im Jahre 1745 möglich wurde. Abermals mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, ward auch er am 8. September 1746 hingerichtet.

Unter der Leitung Lord Karl Radcliffes, der von Jacob Hector Macleane, einem schottischen Parteigänger der Stuarts[1]), und einem Mr. Heguerty unterstützt worden war, tritt nun zum ersten Male eine Pariser Loge in schärferen Umrissen in das Licht der Geschichte, ohne daß wir freilich das Jahr ihrer Begründung mit voller Sicherheit feststellen könnten. Die Loge versammelte sich in dem Gasthofe eines Engländers, namens Hure, in der Rue des Boucheries; da die Zahl der Mitglieder zunahm, so ward angeblich noch eine andere Loge gegründet, die sich bei dem Steinschneider Goustard versammelte[2]), sodaß nunmehr zwei Logen vorhanden waren und die Wahl eines Großmeisters möglich wurde. Sobald die letztere erfolgt war, konnte die nunmehrige Großmeisterschaft neue Logen einrichten und patentieren. In der uns erhaltenen Matrikel, welche die im Jahre 1717 errichtete Grolßoge von England angelegt hat, sind die beiden Pariser Logen des Lord Derwentwater und des Medailleurs Goustard nicht eingetragen, d. h., beide Logen sind von London aus nicht konstituiert worden.

Diese Emigranten hatten ein dringendes Interesse daran, mit Anhängern des Hauses Hannover in vertrauliche Beziehungen zu kommen; waren doch nach den Worten des oben erwähnten preußischen Ordens-Plans solche Orden das geeignetste Mittel, „um hinter die größten und wichtigsten Staats- und Krieges-Geheimnisse der Gegenpartei zu kommen“. Aber anderer-

[1]) Angeblich war Lord Karl Radcliffe der Nachfolger dieses sonst ziemlich unbekannten J. H. Macleane in der Großmeisterwürde. Es wird berichtet, daß Macleane am 27. 10. 1735 die „Règles Générales de la Maçonnerie“ unterzeichnet habe. (Allg. Handbuch der Freimaurerei, II[3], S. 367.)

[2]) Diese Nachrichten beruhen auf dem Bericht des französischen Akademikers Jos. Jerôme Franc. de Lalande in der Enzyklopädie, Yverdon 1773 4⁰ Vol. 20 p. 530—534; dieselben werden durch andere Autoren bestätigt. Näheres darüber bei Georg Kloß, Geschichte der Freimaurerei in Frankreich, Darmstadt 1852, I, 17 ff. Im allgemeinen herrscht aber über diese frühesten Entwicklungen Unsicherheit. Sehr wahrscheinlich haben wir in der Goustardschen „Loge“ eine der älteren Sozietäten vor uns.

seits hatten die englischen Logen ein ebenso dringendes Interesse, ihre Formen und Gebräuche ebenso wie ihre sonstigen Geheimnisse einer von Lord Derwentwater geleiteten Gesellschaft, die sich Loge nannte, vorzuenthalten, und man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß die Rituale, nach denen diese Stuart-Logen — so nannte man dieses neue System bald auf englischer Seite — arbeiteten, aus anderen nichtenglischen Quellen stammen.

Wie dem auch sein mag, so ist sicher, daß die mangelnde Anerkennung durch die englische Großloge Michael Ramsay nicht abhielt, die Mitwirkung des Großmeisters Lord Derwentwater und seiner Logen, die sich bald vermehrten, als Unterlage für die ihm vorschwebende Umgestaltung der Sozietät in einen Orden zu beantragen. Ramsay und der neue Großmeister kamen überein — so erzählt Ramsay selbst — „die Ceremonien wieder so einzurichten, wie sie in alten Zeiten gewesen.“ Nachdem man soweit war, hielt es Ramsay für klug, sich auch mit dem englischen Großmeister in Fühlung zu setzen. Aber hier stieß er auf Hindernisse; die Annahme der Ceremonien, die Ramsay die alten Ceremonien nannte, ward abgelehnt.

Wir wissen nicht, ob die Wahl Ramsays zum „Groß-Kanzler der Freimaurer“ — so nennt er sich selbst — vor oder nach dem Massen-Beitritt der Ordensritter aus den rektifizierten Ritter-Orden erfolgt ist, ganz offensichtlich aber ist es in Übereinstimmung mit den Wünschen der Ritter geschehen, daß das zwar in den rektifizierten Ritterorden, aber nicht in der Brüderschaft der Freimaurer bekannte Amt des Groß-Kanzlers in die rektifizierten Logen eingeführt ward. Der Ordens-Kanzler war, wie wir aus dem Reglement des „Ritter-Ordens der Cherubim“ wissen, in dem letzteren derjenige hohe Beamte, an welchen alle Ritter, die an fremden Höfen tätig waren, ihre „geheime Korrespondenz“ zu richten hatten.

Es ist für die Energie, mit der Ramsay die „Reform“ betrieb, charakteristisch, daß er das Ziel, welches er nicht mit der englischen Großloge hatte erreichen können, nun ohne diese zu erreichen versuchte: er faßte den Plan — auch dies erzählt er selbst — „eine allgemeine Versammlung der Brüderschaft aller Nationen“ nach Paris zu berufen, die die erforderliche Herstellung der „alten Ceremonien“ bewirken sollte. Für diesen Schritt kam zunächst aber das meiste darauf an, wie sich die französische Regierung zu der Sache stellen werde.

Seit dem Jahre 1726, wo der Kardinal Fleury das Staatsruder ergriffen hatte, hatten, wie oben bemerkt, die Beziehungen des Hauses Stuart zur französischen Regierung an Innigkeit erheblich gewonnen. Jacob III., Lord Derwentwater und die gesamte Emigranten-Gemeinde in Paris schöpften neue Hoffnungen und man hielt sich in diesen Kreisen davon überzeugt, daß Kardinal Fleury alle Maßregeln, welche geeignet schienen, in England dem Hause Stuart neuen Einfluß zu verschaffen, gutheißen werde. Der Kardinal unterhielt mit den Jacobiten und deren Agenten enge Fühlung und ward insbesondere von Ramsay, der ihn öfters vertraulich besuchte, über alle Vorgänge unterrichtet.

An Fleury nun wandte sich nach seiner eigenen Erzählung Ramsay, um die Genehmigung zur Einberufung einer Versammlung der Brüderschaft aller Nationen zu erwirken.

Fleury lehnte keineswegs ab, er begehrte vielmehr nur, und zwar „in sehr gnädigen Ausdrücken", einen „Aufschub dieser Versammlung". Darauf antwortete Ramsay: „Es sei eine Hauptregel der Brüderschaft, den Landesherrn und dessen Minister zu respektieren, und also solle die Versammlung einstweilen nicht stattfinden; gleichzeitig gab Ramsay im Namen der Brüderschaft (die er also doch gefragt haben muß) die Erklärung ab: „Wenn der Kardinal wegen des Instituts, ob es dem Staat oder der Kirche nützlich oder schädlich sein möchte, den geringsten Zweifel habe, so sei die ganze Brüderschaft bereit, ihn und zwar ohne alle Ceremonien, aufzunehmen."

Eine solche Aufnahme „ohne alle Ceremonien" war, wie wir sahen, bei den rektifizierten Ritterorden der römischen Kirche ganz üblich, wenn es sich um Kirchenfürsten u. s. w. handelte; bei einer Brüderschaft aber, die sich „Freimaurer" nannte, war sie ganz unerhört. Aber bei weitem auffallender noch war die Antwort, die der Kardinal auf dieses entgegenkommende Anerbieten erteilte. Fleury antwortete nach Ramsays eigenem Zeugnis folgendermaßen: „Der Gehorsam der Brüderschaft gefalle dem Könige überaus wohl; was aber die ihm angebotene Aufnahme betreffe, so wolle er ein andermal mit Ramsay von derselben sprechen und sich darüber mit ihm satt lachen." [1])

Man merke wohl, daß der Kardinal nicht nur selbst über die Sache zu lachen beabsichtigte, sondern auch der Ansicht war, Ramsay werde mit ihm lachen.

---

[1]) Büsching, a. O., S. 327.

War mithin auch die „Versammlung der Brüderschaft aller Nationen“ durch das Ersuchen Fleurys, sie aufzuschieben, verhindert worden, so war doch auf den 21. März 1737 eine Versammlung der französischen Großloge angesetzt, bei der Ramsay eine Rede zu halten beabsichtigte. Er hielt es für richtig, dem Kardinal Fleury den Text dieser Rede am 20. März zur Kenntnisnahme und mit dem Bemerken vorzulegen, daß er (R.) am Montag die Rede der königlichen Zensur unterbreiten werde. Ramsay ersuchte um die Unterstützung dieser Sache, die er für äußerst wichtig hielt, mit dem Hinzufügen, daß sie der Unterstützung eines großen Ministers, eines Vaters der Kirche und eines heiligen Ober-Priesters würdig sei. Der Brief lautet wörtlich folgendermaßen:

Deign, Monseigneur, to support the Society of Freemasons in the large views, which they entertain, and your Excellency will render your name more illustrious by this protection than Richelieu did his by founding the French Academy. The object of the one is much vaster than that of the other. To encourage a society, which tends only to reunite all nations by a love of truth and of the fine arts is an action worthy of a great minister, of a Father of the Church and of a holy Pontiff.

As I am to read my discourse to-morrow in a general assembly of the order and to hand it on Monday to the examiners of the Chancellerie[1]) *I pray your Excellency to return it to me to-morrow before midday by express messenger. You will infinitely oblige a man whose heart is devoted to you.*[2])

Trotz dieser Devotion und der wahrheitsgemäßen Versicherung Ramsays, es handele sich um eine, wie er sie verstand, kirchlich wertvolle und äußerst wichtige Sache, erhielt er von Fleury die Mitteilung, daß ihm (dem Minister) „diese Versammlungen der Freimaurer“ mißfielen. Darauf antwortete Ramsay unter dem 22. März 1737, daß nach seiner Überzeugung „diese Versammlungen, wenn der Kardinal einige kluge Männer hineinschiebe, um sie zu leiten, sehr nützlich für die Religion, den Staat und die Wissenschaft werden könnten“.[3]) Ramsay bitte demnächst um ein Interview in Isny. Indem er diesen Moment erwarte,

---

1) Die Zensoren der gedruckten Literatur.

2) Der Brief findet sich bei P. E. Lemontey, Histoire de la Régence et de la Minorité de Louis XV jusqu'au Ministère du Cardinal de Fleury. Paris. Vol. VII, p. 292 ff. und bei Gould, History of Freemasonry V, 83.

3) Gould a. O. V, 84, wo der volle Wortlaut des Briefes abgedruckt ist.

bitte er sofort um Nachricht, ob er wieder in diese Versammlungen gehen dürfe; er werde sich mit grenzenloser Gelehrigkeit den Wünschen Sr. Exzellenz anschmiegen.

Zu diesem Brief, der deutlich ausspricht, daß sich Ramsay in Sachen der Freimaurer als Agenten höherer Mächte betrachtete, hat Fleury mit Rotstift die Worte geschrieben: Le roi ne le veut pas. Der König, vielleicht aber auch des Königs Ratgeber, trauten mithin Ramsay entweder doch nicht vollständig oder sie erkannten richtiger als Ramsay und seine Hintermänner die Tatsache, die sich später herausgestellt hat, daß das Unternehmen nicht der Kirche wohl aber den Freimaurern große Vorteile verschaffen werde.

Die Rede, die Ramsay oben erwähnt,[1]) besitzt dadurch den Charakter einer Kundgebung von politischem Beigeschmack, daß der Verfasser sie dem leitenden französischen Minister und durch ihn dem Könige vor der beabsichtigten Veröffentlichung vorgelegt hat. Es war eine ungewöhnliche Maßregel, daß Ramsay für eine maurerische Rede sich die Zustimmung der Zensur sicherte, noch ungewöhnlicher aber war der Schritt, daß eine solche Rede mit dem Zweck gehalten ward, sie der nichtmaurerischen Öffentlichkeit vorzulegen.

Die allgemeinen Gedanken der Rede zeigen, daß Ramsay mit den grundlegenden Anschauungen der alten Kultgesellschaften gut vertraut war. Indem er diese Grundsätze nicht vollständig verschleierte, bekundete er die richtige Einsicht, daß er keinerlei Vertrauen in diesen Kreisen finden werde, wenn er nicht wenigstens ihre Schlagworte und Namen anerkenne.

Als Eigenschaften, die ein Mann besitzen müsse, der Maurer werden wolle, bezeichnet Ramsay an erster Stelle die Humanität, ferner reine Sittlichkeit, unverbrüchliche Verschwiegenheit und Geschmack an den schönen Künsten. Die ganze Welt ist nur ein einziges großes Gemeinwesen, in dem jede Nation eine Familie und jeder Einzelne ein Kind ist. Um diese Grundsätze, die der Menschennatur entstammen, wieder zu beleben und zu verbreiten, dazu ist ursprünglich „unsere Gesellschaft“ begründet. Das Interesse des Menschengeschlechtes ist es, auf das die

---

[1]) Über die zahlreichen Ausgaben der Rede, die seit 1738 gerade innerhalb kirchlich gesinnter Kreise weite Verbreitung fand, s. unten S. 186.

Brüderschaft gerichtet ist; sie will die Untertanen aller Könige lehren, sich gegenseitig zu lieben, ohne auf ihr Vaterland zu verzichten. Der Freimaurerorden ist begründet, um Menschen zu bilden, liebenswerte Menschen, gute Bürger, treue Untertanen und treue Verehrer Gottes.

Auch mit der Idee des Baues am Tempel der Weisheit, der in der symbolischen Sprache der Sozietät als der Bau des Salomonischen Tempels bezeichnet ward, zeigt sich Ramsay vertraut.

Aber — und hier beginnen nun die Ansätze neuer Pläne — nachdem der Bau des Salomonischen Tempels zerstört war, entschlossen sich die Israeliten zum Bau des zweiten Tempels. Und ebenso haben sich zur Zeit der Kreuzzüge die alten und wahren Freimaurer, seitdem sie sich im Morgenlande mit den Rittern des heiligen Johannes von Jerusalem vereinigt hatten — daher tragen die Logen den Namen Johannis-Logen — entschlossen, nach dem Vorbilde der Israeliten den alten Tempel durch einen neuen zu ersetzen. Ähnlich wie die Juden, die beim Bau des zweiten Tempels in der einen Hand die Kelle und in der andern den Degen hielten, so haben auch unsere Vorfahren („die Ritter des Tempels“) mit Schwert und Kelle für den neuen Tempel die Arbeit angefangen.

Unsere Vorfahren, die Kreuzfahrer, sagt Ramsay, welche sich aus allen Teilen der Christenheit im h. Lande zusammengefunden hatten, waren bei Stiftung des Ordens von der Absicht geleitet, die Angehörigen aller Nationen zu einer einzigen Brüderschaft zu vereinen. Wie sehr ist man diesen vortrefflichen Männern zu Dank verpflichtet, welche eine Einrichtung ersonnen haben, deren einziger Zweck die Einigung der Geister und der Herzen ist.

„Da eine traurige, scheue und menschenfeindliche Philosophie den Menschen die Tugend verleidet, so wollten unsere Vorfahren, die Kreuzfahrer, sie angenehm machen durch den Reiz unschuldiger Vergnügen, anmutiger Musik, reiner Freude und vernünftiger Heiterkeit.“

„Wir haben Geheimnisse; dies sind figürliche Zeichen und geheiligte Worte, welche eine bald stumme, bald sehr beredte Sprache bilden . . . es waren die Losungsworte, welche die Kreuzfahrer sich einander gaben, um sich gegen Überfälle der Sarazenen zu sichern, welche sich oft unter sie einschlichen, um sie zu ermorden.“

Der Name Frei-Maurer darf nicht im buchstäblichen, groben und materiellen Sinne genommen werden, als ob unsere Stifter gemeine Arbeiter in Stein gewesen seien oder Kunstliebhaber, die die Kunst vervollkommnen wollten. Sie waren nicht allein geschickte Bauleute, die ihre Fähigkeiten und ihren Besitz zum Bau äußerer Tempel verwenden wollten, sondern sie waren fromme Fürsten und fromme Ritter, welche die lebendigen Tempel des Höchsten erleuchten, erbauen und beschützen wollten. Das werde ich Ihnen beweisen, indem ich Ihnen die Geschichte oder vielmehr die Erneuerung des Ordens darlege.

Ohne die Herleitungen des Ordens von Adam oder Abraham leugnen zu wollen — so fährt Ramsay fort — gehe ich zu weniger alten Dingen über. Was er sage, habe er aus den alten Annalen Großbritanniens und aus den Akten des britischen Parlaments gesammelt, wo der Mittelpunkt der Brüderschaft seit dem 11. Jahrhundert gewesen sei.

Zur Zeit der Kreuzzüge vereinigten sich mehrere Fürsten, Adlige und Bürger und taten ein Gelübde, die christliche Kirche im heiligen Lande wieder herzustellen und sich zu bemühen, die Bauart derselben auf ihre erste Einrichtung zurückzuführen. Sie verständigten sich über mehrere alte Zeichen und aus ihrer Religion entnommene symbolische Worte, um sich daran vor den Ungläubigen und Sarazenen zu erkennen. Man teilte diese Zeichen und Worte nur denjenigen mit, welche feierlich und oft am Fuße des Altars versprachen, sie niemals zu offenbaren. . . .

Unser Orden darf nicht als eine Erneuerung der Bacchanalien angesehen werden, sondern als ein sittlicher Orden, dessen Erneuerung durch unsere Vorfahren im h. Lande vollzogen worden ist, um sich der höchsten Wahrheiten inmitten unschuldiger Vergnügungen zu erinnern.

Als nun die Kreuzfahrer in ihre Heimat zurückkamen, errichteten sie mit Hilfe verschiedener Könige, Fürsten und Herren verschiedene Logen. Zur Zeit der letzten Kreuzzüge sah man schon mehrere Logen in Deutschland errichtet, in Italien, in Spanien, in Frankreich und von da aus in Schottland, infolge der engen Verbindung, die zwischen Schotten und Franzosen herrschte. Jacob Lord Stuart von Schottland war Großmeister der ersten Loge zu Kilwinnen 1286, und dieser hohe Herr nahm dann die Grafen von Glocester und Ulster in seine

Loge auf, von denen der eine ein Engländer und der andere ein Irländer war.

In anderen Ländern wurden die Logen zunächst vergessen, aber in Schottland hielt sich der Orden seitdem in seinem Glanz und die Könige machten den Orden mehrere Jahrhunderte hindurch zur Leibwache ihrer geheiligten Person.

Als Prinz Edward († 1307), der Sohn Heinrichs III., Königs von England, erkannte, daß für die Brüderschaft in seinem Lande keine Sicherheit mehr war, führte er sie nach England zurück. Dieser Prinz erklärte sich in England zum Protektor des Ordens und verlieh demselben Vorrechte. Seitdem nahm die Brüderschaft den Namen Freimaurer an.

Die religiösen Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts aber bewirkten, daß der Orden, der so edlen Ursprungs war, entartete. „Man veränderte, entstellte und unterdrückte mehrere unserer Gebräuche und Gewohnheiten“. . .

„Man hat angefangen, dagegen (d. h. gegen diese Entstellungen u. s. w.) Mittel der Abhilfe anzuwenden.“ „Es handelt sich darum, daß man damit fortfährt und schließlich alles auf seine früheste Gestalt und Einrichtung zurückführt.“

„Von den britischen Inseln — so schließt die Rede — beginnt die Königliche Kunst wieder zurückzukehren nach Frankreich unter der Regierung des liebenswürdigsten Königs, dessen Humanität alle Tugenden belebt, und unter dem Ministerium eines Mentor, der alles verwirklicht hat, was man für unglaublich hielt. In dieser glücklichen Zeit, wo Friedensliebe die Tugend der Helden geworden ist, wird diese Nation eine der geistvollsten in Europa, der Mittelpunkt des Ordens werden.“

Wir haben hier diese Rede ohne weitere Zwischenbemerkungen in allen wichtigen Stellen wiedergegeben, um sie voll auf den unbefangenen Leser wirken zu lassen. Es ist ganz klar: waren die Vorfahren der Freimaurer Kreuz-Ritter, so mußte die Zurückführung des Ordens auf die älteste und reinste Gestalt, wie sie Ramsay ins Werk gesetzt hatte, die Erneuerung des Kampfes für das Kreuz zum Ziel haben. Mithin war der Orden, wie ihn Ramsay dachte, eine Brüderschaft, die eine Art von Kreuzzug sich zur Aufgabe zu machen hatte. Wie einst der Orden der Johanniter-Ritter in Palästina zu den einfachen Logen der Kreuzfahrer in eine organische Beziehung getreten war, so war

nach dem Vorbild „unserer Vorfahren“ ein Ritterorden als Ergänzung der Logen gedacht, und wie einst jahrhundertelang die Könige von Schottland und England die Protektoren dieses Ordens gewesen waren und ihn gleichsam zur Leibwache ihrer geheiligten Person gemacht hatten, so war jetzt deren rechter Erbe und Nachfolger zugleich der Protektor und Großmeister des erneuerten Ordens der Kreuz-Ritter. Die Erneuerung selbst aber sollte sich nach Ausmerzung der in der Reformationszeit angeblich vorgenommenen Entstellungen in Frankreich vollziehen und Paris sollte der Mittelpunkt werden.

Diese Rede war ein Programm, dessen Zweck und Absicht dadurch deutlich erläutert wird, daß sie alsbald mit einer Art von Grundgesetz in acht Artikeln in die Welt gesandt ward, Artikeln, zu deren Kennzeichnung hier nur zwei Sätze Platz finden mögen:

„Es wird niemand in den Orden aufgenommen, der nicht eine unverbrüchliche Treue gegen die Religion, den Landesherrn und die Sitten versprochen hat.“

„Jeder, wer Unglauben zur Schau trägt, wer gegen die Lehren des alten Glaubens der Kreuzfahrer redet oder schreibt, soll auf ewig aus dem Orden ausgeschlossen werden, wofern er nicht in öffentlicher Versammlung seine Gotteslästerung abschwört und das Geschehene widerruft.“

Das waren Bestimmungen, die den Ordens-Regeln der Tertiarier entnommen waren. Wir wissen nicht, ob Michael Ramsay seiner Zeit von der französischen Zensur die nachgesuchte Druckerlaubnis erhalten hat. Aber wie sich auch die königliche Zensur damals gestellt haben mag, so ist sicher, daß die Rede noch im Jahre 1738 erschienen ist, daß sie große Verbreitung und wiederholte Ausgaben erlebt hat[1]), und daß der Fortschritt

---

[1]) Im Jahre 1741 erschien die Ramsaysche Rede im Almanach des Cocus, der während der Jahre 1741—1747 zu Paris herauskam; im Jahre 1742 folgte eine neue Ausgabe zu Frankfurt a. M., 1745 wieder zu Paris, dann in London 1757 u. s. w. (Näheres bei Gould, History of Freemasonry etc. III, 83.)

In Italien war die Rede am Hofe zu Turin bereits im November 1741 bekannt; selbst die Damen interessierten sich dafür und als Prinz Reuß mit seinem Begleiter Geusau bei der Marquise von Entraive seinen Besuch machte, bat sich diese in Gegenwart der Marquisinnen von Cavour und von Pallas über diese Rede wie über andere wichtige Ereignisse der großen Welt nähere Mitteilungen aus. Geusau, der von Ramsay selbst in Paris die Rede erhalten hatte, war imstande, diesem Wunsche zu entsprechen.

des Tempelherrenordens mit der zunehmenden Verbreitung der Ramsayschen Kundgebung Hand in Hand geht.

Es entspricht dem von Ramsay betätigten Wunsche, in den Kreisen der für die Geistesfreiheit kämpfenden Richtungen Vertrauen zu gewinnen, daß sein Manuskript zuerst in die Hände eines Mannes geriet, der keinerlei Beziehungen zu dem rektifizierten Ritterorden besaß, nämlich in die Hände Voltaires. In den Lettres de M. de V. . . ., die im Jahre 1738 herauskamen, erschien die Rede zum ersten Male; der Eindruck, den Voltaire von diesen Freimaurern empfing, hat sich ihm, wie man weiß, so tief eingeprägt, daß er erst im hohen Alter die Eindrücke seiner Jugend überwunden hat und selbst Maurer geworden ist. Ihm wie vielen Tausenden anderer Zeitgenossen drängte sich die Überzeugung auf, daß die Freimaurer kirchlichen Ursprungs seien und daß sie kirchliche Zwecke verfolgten.

Daß diese Ansicht falsch war, wußten die Männer am besten, die eben unter dem Schutze der Stuarts an der Arbeit waren, um den alten Sozietäten den Charakter eines kirchlichen Ordens aufzuprägen. Eben Ramsays Rede mit ihrem Appell an die Humanität und ihrer Anpassung an die maurerische Denk- und Ausdrucksweise zeigt ganz klar, daß er der Mitwirkung solcher Männer, die den älteren Systemen angehörten, nicht entraten zu können glaubte; nicht sie abzustoßen, sondern sie in das System der Stuart-Logen hinüberzuführen und sie zu der Lehre der rektifizierten Ritterorden zu bekehren, war sein Plan. Dabei kam alles darauf an, ob diese älteren Brüder sich bekehren lassen würden, oder ob sie ihrerseits imstande seien, die Ritter des h. Lazarus u. s. w. auf ihre Seite zu ziehen. Es war und blieb auch vom Standpunkte Ramsays aus ein gefährliches Unternehmen: der schließliche Erfolg sollte zeigen, daß der Bau, den die Stuarts durch die angebliche Reform hatten zerstören wollen, eine ungewöhnliche Widerstandskraft gegen alle fremden Eindringlinge an den Tag legte.

Um dieselbe Zeit, wo Ramsays oben besprochene Rede an den katholischen Höfen und unter den katholischen Ritterorden von Hand zu Hand ging, ward auf Befehl der Inquisition eine andere Freimaurerschrift, nämlich die Schrift, die unter dem Titel „Relation apologique et historique de la Société des Franc-Maçons“ zuerst im Jahre 1738 und später wiederholt gedruckt

worden ist[1]), von Henkers Hand öffentlich zu Rom verbrannt.[2])

Der Verfasser, der den wuchtigen Hieb, den er führte, mit geschlossenem Visier führen zu müssen glaubte, hat zweifellos im Einverständnis mit den leitenden Kreisen der Sozietät geschrieben. Wäre die Inquisition nicht ebenfalls dieser Ansicht gewesen, so hätte sie sich wohl schwerlich bereit gefunden, dem Verfasser und dem Buche durch die öffentliche Verbrennung ein Relief zu geben; man glaubte in Rom ein dringendes Warnungssignal für alle Gläubigen aufrichten zu müssen.

Der Verfasser der Apologie geht in seiner Darstellung aus von dem gewaltigen Aufsehen, das die Freimaurerei seit einiger Zeit mache. Man möge sich dadurch nicht zu der Annahme verleiten lassen, als sei dieselbe als etwas Neues in die Welt gekommen. Das Gegenteil sei wahr, indem die Gesellschaften sehr alt seien. Freilich seien es betrügerische Federn, die ungegründete Erzählungen von den Tempelherrn in die Welt schreiben. „Haltet Eure betrügerischen Schnäbel und sucht Euch durch bessere Dinge verdient zu machen. Mäßigt Euch in Euren ungegründeten Mutmaßungen, womit ihr müßige Leute unterhaltet, denen Ihr die Meinung beigebracht habt, als ob sie in Euren Äußerungen den Widerhall aus fürstlichen Kabineten sehen könnten." Diese betrügerischen Federn würden das Publikum von gründlicheren Dingen unterhalten, wenn sie den Schlüssel zu den Archiven der Freimaurer hätten, allein, sie werden diesen niemals erlangen . . . ."

Das heilige Feuer befindet sich im Himmel der Sicherheit . . . weil diese niederträchtigen Prometheus-Naturen dahin nicht gelangen können, so dürfen sie keine Sorgen tragen, daß ihnen auf dem Kaukasus ein unerwünschter Aufenthalt angewiesen werde . . . .

Diese Bemerkungen genügten eigentlich, um solche vermessenen und unverständigen Erfinder von Hirngespinsten schamrot zu

---

1) Der Verfasser, der sich J. G. D. M. F. M. — offenbar J. G., Dr. med., Franc-Maçon — nennt, hat seine Schrift zuerst in Dublin erscheinen lassen. S. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei, p. 251.

2) Die Sentence de l'inquisition, qui condamne l'ouvrage intitulé: Relation apologique etc. à être brulé par la main du bourreau vom 18. Februar 1739 ist abgedruckt in der Histoire du Grand Orient de France p. 295-298 (s. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei p. 2811).

machen, Männer, die von der bewährten und gelehrten Gesellschaft der Freimaurer — die Schrift gebraucht den Namen Orden niemals — nie einen rechten Begriff gehabt haben, und die von denselben kindische Fabeln und falsche Schilderungen, die kein Mensch je annehmen wird, zu Markte bringen. Gleichwohl wolle der Verfasser einen Versuch machen, einen besseren Abriß von der Gesellschaft zu geben.

Er hoffe, daß dadurch die Hirngespinste, womit man die Gemüter zu bezaubern suche, verachtet und die Dunstwolken, womit man die wahre Gesellschaft zu verdunkeln suche, verscheucht werden würden. „Ich weiß gar wohl“, fährt der Verfasser fort, „daß die Männer, die solche Fabeln auf ihre Rechnung verbreiten, selbst davon nicht das geringste glauben; meine Absicht ist es daher keineswegs, die Erfinder selbst aus ihrem Irrtum zu ziehen. So einfältig sind diese Männer nicht — der Verfasser kennt sie also — daß sie die Götzen, die sie mit eigner Hand aus unreiner und schmutziger Masse gebildet haben, selbst verehren sollten. Ich schreite zur Sache.“

Die Grundsätze der Gesellschaft, meint der Verfasser, lassen sich in wenigen Worten etwa also zusammenfassen. „Alle Dinge in der Welt sind eins und dieses Eine befindet sich ganz in allen Dingen. Dasjenige, was wir ‚Alles in Allem‘ heißen, ist Gott, ein ewiges, unermeßliches und höchstweises Wesen. In diesem All leben, weben und sind wir. Durch dieses All ist jedes Ding hervorgebracht und in dasselbe müssen alle Dinge wieder zurückkehren. Mit einem Wort: es ist der Grund und der Zweck aller Dinge. Auf diesen festen Grundsätzen werden alle Schlüsse und Urteile der Freimaurer aufgebaut.“

Die Freimaurer sind alle gleich und nennen sich Brüder und Freunde. Zank, Eigensinn, Neid halten sie fern, aber Wissenschaft, Streben, freundliches und aufrichtiges Wesen, worin sie die wahre christliche Liebe erkennen, die suchen sie. Die Wahrheit ist ihr Zweck und die Vernunft ihr Wegweiser.

Die Freimaurer, die man jüngsthin als solche geschildert hat — der Verfasser sagt nicht, wer sie geschildert hat, aber die Hinweise auf die Tempelherrn und die Ritterorden deuten klar an, wen und was er meint — wird man an diesen Eigenschaften wohl schwerlich als solche erkennen. Die zu London dagegen kann man an ihrem Gepräge sehr wohl als solche erkennen.

Maler, die elende Abbildungen der Freimaurer entwerfen, stellen ihrem Verstande ein schlechtes Zeugnis aus; werfen solche Bilder nicht aber auch ein Licht auf den Wert ihrer Stiftung und auf die Vorteile, die aus einer solchen Schöpfung gezogen werden können?

Wer kann es wagen, diese vortrefflichen Leute — einige Zeilen später nennt sie unser Verfasser auch „die wahrhaften Brüder“ im Gegensatz zu den „falschen Brüdern“ — mit jenen abenteuerlichen Kabbalisten, Schwarzkünstlern, Talmudisten und Sterndeutern in eine Linie zu stellen?

Die Versammlungen der (wahren) Freimaurer dienen nur dazu, daß sie ihr Glück im eigenen Gemüt suchen und finden: sie sind hierin angebrannten Kohlen gleich, welche ihre Hitze weit besser behalten, wenn sie vereinigt beisammen sind, als wenn man sie auseinander zerstreut. Sie schätzen das Vergnügen des Gemüts weit höher als die sinnliche Wollust, welche andere pflegen. Auch haben die „wahrhaften Brüder“ vor einander keinerlei Geheimnisse, wenn sie auch Außenstehenden nicht alles offenbaren.

Das wahre Ziel der Sozietät der Freimaurer ist, die Menschen zu lehren, über das Schicksal zu siegen, sodaß sie, um mit Virgil zu reden, „von aller Furcht befreiet durch das Getöse der Hölle selbst nicht können erschüttert werden“. Und man gibt den Brüdern zu erkennen, welches die rechten Mittel sind, um mit dem Schicksal zufrieden zu leben, es möge beschaffen sein, wie es wolle. Vor der Tyrannei und den Irrtümern der Welt will die Gesellschaft ihre Glieder unter die schützenden Flügel der Freiheit und der Wahrheit führen.

Um dieser Ziele willen kommen die wahren Maurer in ihren Logen zusammen, nicht aber um die Bacchus-Feste gewisser Ritter vom Becher oder lichtscheuer Schwärmer zu feiern; die wahren Logen sind keine Calotten-Versammlungen[1]) noch Zusammenkünfte, wo man unnatürlicher Wollust die Zügel schießen läßt.

„Die wahre Brüderschaft ist eine Akademie, deren Mitglieder weiter nichts als das Vergnügen des Gemüts und die Beruhigung der Leidenschaften suchen . . . .“ „In der wahren Gesellschaft findet man eine Schule des Wissens, der Künste und der guten

[1]) Anspielung auf das Regiment der Calotte, dessen Stab in Paris lag.

Sitten, eine gelehrte Akademie, deren Mitglieder unterschiedlose Gaben besitzen . . . ."

In dieser Akademie werden alle, die ihr beitreten, dringend ermahnt, Plato und Sokrates in Ehren zu halten.[1])

Mit dieser Kundgebung hatte die Sozietät ihre Absage an die „Ritter vom Becher" deutlich genug ausgesprochen und eine klare Grenzscheide war aufgerichtet.

Beide Schriften, sowohl diejenige Ramsays, die den Ursprung „unserer Gesellschaft" — man beachte die Anpassung, die in dem Gebrauch dieses Ausdrucks liegt — in den Ritterorden erkennt, wie die Apologie, die das Vorbild der Sozietät in den älteren Akademien sucht, lassen den Kundigen vieles zwischen den Zeilen lesen. Wir lassen die Andeutung, daß die „betrügerischen Federn" die Schlüssel zu den Archiven der Freimaurer nicht besitzen, auf sich beruhen. Wichtig aber ist die Feststellung, daß die „wahren Brüder" vor einander keine Geheimnisse haben. Die Mitglieder des neuen freimaurerischen Ritterordens hielten, wie wir wissen, die wichtigsten Dinge vor einander geheim; denn sie besaßen im Gegensatz zu den „wahren Brüdern", aber in Übereinstimmung mit den rektifizierten Ritterorden der katholischen Kirche, geheime Obere. Die Richtigkeit der Andeutung, daß in dem neuen Orden abenteuerliche Kabbalisten, Schwarzkünstler, Sterndeuter und andere lichtscheue Schwärmer ihr Wesen trieben, wird sich weiter herausstellen.

Besonders wichtig aber ist, daß die Apologie die Alleinslehre des Platonismus als die Grundlage bezeichnet, auf der alle Schlüsse aus Urteilen der Freimaurer aufgebaut werden, und sich auf die Worte Christi beruft, wonach wir „in Gott leben und weben und sind". Auch die Anhänger der „wahren Gesellschaft" bekennen sich zur christlichen Liebe, aber sie verstehen das wahre Christentum anders als die Kreuzritter.

Ebenso aber ist aus der Ramsayschen Schrift für den Kundigen viel zu lernen.

---

[1]) Wir haben hier eine gleichzeitige Übersetzung des französischen Originals, nämlich die in der Schrift „Gründliche Nachricht von den Freimaurern nebst angehängter historischer Schutzschrift". Frankfurt a. M., Andreae, zweite Auflage 1740, enthaltene Übertragung benutzt, da das Original nicht zu erhalten war. Die Relation ist auch in den Jahren 1743 und 1764 als Anhang des Konstitutionenbuchs bei Andreae erschienen.

Nach den Erfahrungen, die Ramsay in seinem Verkehr mit dem Kardinal Fleury gemacht hatte, wird man die Anspielungen seiner Rede verstehen, die sich auf den angeblichen Charakter der Loge als einer „Königlichen Leibwache“ beziehen.

Gleichwohl forderte die französische Regierung, ehe sie aus ihrer ablehnenden Haltung heraustrat, bessere Garantien, als sie ihr die Großmeisterschaft des Lord Derwentwater zu bieten schien. Etwa ein Jahr nach dem erwähnten Briefwechsel zwischen Fleury und Ramsay legte der Schotte Karl Radcliffe Derwentwater sein Amt nieder und am 24. Juni 1738 ward von den Pariser Stuart-Logen der Herzog von Antin zum Großmeister gewählt. Louis de Pardaillac de Goudrin, Herzog von Antin († 1757) war der Sohn des bekannten gleichnamigen Günstlings Ludwigs XIV., der im Jahre 1736 gestorben war. Der Sohn war wie der Vater am Hofe und in der Hofgesellschaft zu Paris eine bekannte Persönlichkeit, ein Mann zugleich, der in der Leibwache des Königs eine militärische Stellung bekleidete.

Unter der Leitung dieses Herzogs konnte die französische Regierung in der Tat hoffen, daß der neue Orden dem Könige und dem Kardinal nur nützen werde.

Nach Antins Tode richtete sich das Auge der leitenden Persönlichkeiten für die Nachfolgerschaft auf zwei Männer, nämlich auf den natürlichen Sohn des dem Hofe nahestehenden Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, den Grafen Moritz von Sachsen (geb. 1696), der seit 1720 in französischen Diensten stand und der 1741 in Böhmen im Felde gestanden hatte, und auf Louis Bourbon-Condé, Graf von Clermont († 1771) einen Prinzen von königlichem Geblüt, der einst die geistliche Weihe empfangen hatte, auch Kirchenfürst gewesen war, bis er vom Papst Dispens erhielt und in eine geistlich-weltliche Tätigkeit eintrat. Er stand dem Könige und dem Hofe sehr nahe und hatte das Amt, dem Könige täglich bei dem Levé, bei dem stets Ordensritter vom h. Geist in Ordenstracht funktionierten, das Hemd zu reichen.[1]) Die am 11. Dezember 1743 erfolgte Großmeisterwahl ergab für letzteren die Mehrheit und fünfzehn in Frankreich bestehende Stuart-Logen — es gab auch Logen anderer Systeme in französischen Städten — erkannten von nun an den Grafen von Clermont als ihren Großmeister an.

---

[1]) Prinz Reuß und Geusau waren Augenzeugen, s. Büsching, a. a. O. II, 78.

In dieser Periode ward die „Reform“, die nach Ramsays Andeutungen um 1738 begonnen hatte, d. h. der Anschluß an die Ceremonien der Kreuzfahrer und Ritter, erfolgreich weiter geführt und von jetzt an tritt uns der „hohe Orden des heiligen Tempels“ — so nannte sich der freimaurerische Ritter-Orden selbst — in festen Formen entgegen. Es sind dieselben Formen, die die übrigen rektifizierten Ritterorden übten — selbst die Regel des h. Bernhard kehrt darin wieder — und die den Bräuchen der „Dritten Orden“ bis in alle Einzelheiten entsprachen.

Wir besitzen ein Aktenstück aus der Zeit nach 1751 — es ist eine in der Loge in Metz gebrauchte, aber offenbar allen Stuart-Logen zugegangene allgemeine Instruktion, die nur zufällig in Metz erhalten geblieben ist — aus welchem die Formen und die Überlieferungen, wie sie damals gutgeheißen waren, klar erkennbar sind.[1]) Es ist ausgemacht, heißt es in dem Dokument, daß der Orden der freien Maurer ein Ritter-Orden war, ein Teil der Hospitaliten des h. Lazarus und des h. Johannes von Jerusalem. „Wir, nämlich wir Franzosen, fährt der Verfasser fort, würden vielleicht diesen Orden ohne das Mißgeschick von Jacob Stuart II., König von England, nur vom Hörensagen kennen. Unter den mit König Jacob II. nach Frankreich flüchtenden Getreuen war ein Herzog, dem König Ludwig XIV. die Herrschaft Aubigny schenkte; hier gründete dieser Herr die erste Loge und hier nahm er zuerst den Herzog von Antin — es ist der Vater des im Jahre 1738 gewählten Großmeisters gemeint — auf. Aber seine größte Ausbreitung in Frankreich hat der Orden erst unter dem Grafen von Clermont erreicht, der 1743 Großmeister wurde. Jetzt bestehen, heißt es weiter, unter der Großloge von Frankreich in Paris 27 patentierte Logen, ferner gibt es Logen zu La Rochelle, Orleans, Marseille, Amiens, Toulouse, Montpellier, Lyon, Lille, Metz, Straßburg u. s. w., die regelmäßige Logen sind. Außerdem aber gibt es noch eine Anzahl unregelmäßiger Logen, welche von der Großloge des Grafen Clermont nicht anerkannt sind.“

Diese „unregelmäßigen“ Logen unterscheiden sich nach unserem Verfasser von den übrigen dadurch, daß sie nur drei Grade anerkennen. „Allein“ — so fährt die Instruktion fort — „es ist erwiesen, daß der Orden zu allen Zeiten aus neun Graden

---

[1]) Kloß, Geschichte der Freimaurerei in Frankreich. I, 72.

bestanden hat. Einer dieser hohen Grade ist von einem Fürsten, welchen die Welt bewundert, dem Ritterorden entnommen.[1]) Dieser Fürst hat geruht, sogar auf seinen Münzen die Abzeichen der Freimaurerei anbringen zu lassen".

Wer dieser Fürst gewesen ist, sagt unser Verfasser nicht. Wohl aber wissen wir aus einem Briefe des Herzogs von Perth an Lord Ogilvie vom 30. September 1745, daß der Prätendent Karl Edward, der damals erfüllt von Siegeshoffnungen in Schottland angekommen war, zu Edinburgh im Schloß zum Großmeister des Ritterordens vom h. Tempel erwählt worden ist und daß er, der in vollem Ornat der Ordens-Ritter der Versammlung beiwohnte, das Gelöbnis tat, den Tempel wieder herzustellen, höher und herrlicher, als er zur Zeit Wilhelms des Löwen gewesen sei.[2])

Allerdings war Karl Edward nicht der einzige katholische Fürst, der in jenen Jahren Versammlungen des hohen Ordens vom h. Tempel gut hieß.

In Lothringen, das für die Unternehmungen der Stuarts gegen England seit Jahren unter französischer Zulassung gleichsam als Operationsbasis diente, war um jene Zeit König Stanislaus von Polen Landesherr geworden. Stanislaus war, wie man weiß, der Schwiegersohn König Ludwigs von Frankreich, unter dessen Augen der Prinz von königlichem Geblüt, Louis Bourbon-Condé, seit 1743 Großmeister des Ordens geworden war.

Zu Anfang 1738 beschlossen die Ritter und Freimaurer in Luneville, wo der König zu residieren pflegte, ein großes maurerisches Fest zu veranstalten, und sie hatten das Glück, auf die Einladung, die sie zum 12. Februar 1738 an König Stanislaus hatten gelangen lassen, eine zusagende Antwort zu erhalten. Der Thron-Sessel für den König war aufgestellt und alles aufs festlichste hergerichtet, als im letzten Augenblick eine plötzliche Absage erfolgte. Gleichwohl versammelten sich die Ritter in vollem Ornat der weißen Mäntel, wie sie im Orden vorgeschrieben waren. Aber der Maurer-Schurz ward in der Versammlung nicht getragen, ebenso wurde die Kelle, welche die Brüder zu tragen pflegten, weggelassen und bei der Tafel erschienen die üblichen Nachbildungen der maurerischen Symbole nicht auf dem Tisch.

---

[1]) Hier wird also die Erfindung eines Grades seitens der Stuarts und dessen Herübernahme aus den Ritterorden in aller Form behauptet.

[2]) Der Brief des Herzogs von Perth ist wörtlich abgedruckt in Freemasons Magazine 1862, S. 256 (Sept. 27).

König Stanislaus hatte gewünscht, daß diese Bräuche bei einem Fest, dem er beiwohnen wollte, unterlassen würden. Trotz des Ausbleibens des Königs fand die Versammlung mit großer Feierlichkeit statt.[1])

Karl Edward, König Stanislaus, Prinz Louis Condé und alle anderen katholischen Fürsten, die sich an die Spitze des Freimaurer-Ritterordens stellten, fanden die Tatsache vor, daß die höchste Instanz ihrer Kirche, deren gehorsame Söhne sie waren, im Jahre 1738 „die Gesellschaft, die sich die Brüderschaft der Freimaurer nennt", mit dem Bannfluch belegt und alle Mitglieder mit der Strafe der Exkommunikation bedroht hatte. In Konsequenz dieser Sachlage wurde in denselben Wochen, wo der König von Polen die Einladung zum Feste des Ordens der Freimaurer in Luneville annahm, in den Kirchen Polens die päpstliche Enzyklika In eminenti wider „die Gesellschaft, die sich die Brüderschaft der Freimaurer nennt", verkündet und kurze Zeit später schritt die römische Inquisition überall, wo sie dazu Gelegenheit fand, gegen die „Gesellschaft" ein.

Man hat in diesem Verhalten der Kurie einen inneren Widerspruch gefunden, unseres Erachtens doch nicht mit vollem Recht.

Der „hohe Orden des h. Tempels von Jerusalem", dessen Großmeisterwürde Karl Edward im Jahre 1745 übernommen hatte, ist von der Kurie niemals verboten und die Mitgliedschaft desselben niemals unter Strafe gestellt worden.

Um einen vollen Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen, muß man sich an die Organisation der rektifizierten Ritterorden erinnern, die wir oben geschildert haben. Diese Orden besaßen, wie alle anderen verwandten Orden und Kongregationen, Novizen, die keine Vollmitglieder, also im eigentlichen Sinne noch nicht Mitglieder waren.

Indem die Personen, welche lediglich die Maurer-Grade erhalten hatten, im hohen Orden des h. Tempels Stellung und Namen von Novizen besaßen, waren sie ebenfalls im eigentlichen Sinn keine Mitglieder des Tempelherrn-Ordens und eine Enzyklika, die sich gegen die Gesellschaft oder Brüderschaft der Freimaurer wandte — man achte auf die Namen — traf den Orden der Tempelherrn keineswegs, selbst wenn derselbe im Novizen-Grade gewisse

---

1) Gründliche Nachricht von den Freimaurern etc. Frankfurt a. M. 1740.

Namen und Bräuche der Maurer, die ja an sich eine Äußerlichkeit waren, die man zulassen konnte, beibehalten hatte. Jedenfalls besaßen diejenigen, die die Rittergrade erlangt hatten, nach dieser Auffassung das Recht, zu bestreiten, daß sie Freimaurer seien, zumal wenn man innerhalb des Ordens Vorsorge getroffen hatte, daß in dem Ritter-Grade keine maurerischen Gebräuche geübt wurden, und wenn bei der Initiation eine Absage oder Lossagung von letzteren angeordnet und vorgesehen war.

Nach den Gesetzen der rektifizierten Ritterorden waren, wie wir sahen, Männer fürstlichen Geblüts und zwar ebenso weltliche wie Kirchenfürsten, ipso jure, sobald sie den Antrag stellten, volle Mitglieder oder Ritter, d. h. sie brauchten weder die Novizen-Grade zu durchlaufen, noch brauchten sie sich der Initiation als Ritter zu unterwerfen. Konnte man solche Prinzen, die niemals in die Freimaurergrade, d. h. in die Novizen-Grade des hohen Ordens vom Tempel aufgenommen waren, zu der Gesellschaft der Freimaurer zählen, welche in der Enzyklika von 1738 verflucht worden war?

Man hat sich darüber gewundert, daß einzelne Fürsten, wie z. B. der streng katholische Herzog Karl von Kurland, der in seinem Lande Ritter-Logen konstituierte, gelegentlich verneint hat, Freimaurer zu sein. Es ist dies u. E. nach den bestehenden Ordnungen des hohen Ordens vom Tempel mit Unrecht geschehen: in gewissem Sinne allerdings war der Herzog Maurer, in gewissem Sinne war er es aber auch nicht.

Karl Edward aus dem Hause Stuart hat im Jahre 1777 mündlich und im Jahre 1780 schriftlich erklärt, er sei nicht Freimaurer und habe es nach dem Willen seines Vaters niemals werden dürfen. Derselbe Fürst hat aber in seiner Eigenschaft als Großmeister des hohen Ordens vom h. Tempel, nachdem er den Herzog von Ostgothland schon früher zu seinem Statthalter für die Ritter- und Freimaurer-Logen des Nordens ernannt hatte, am 1. Dezember 1783 den König Gustav VI. von Schweden nach des letzteren eigenem Zeugnis zum Coadjutor und Nachfolger im Großmeistertum des Freimaurer-Ordens ernannt und sich dafür Gegenleistungen versprechen lassen.[1])

---

[1]) Alfred von Reumont, die Gräfin von Albany, Berlin 1860 I, 239.

Seitdem Karl Edward die Großmeisterwürde übernommen hatte, war die „Reform“, die Michael Ramsay mit viel Geschick und Glück in die Wege geleitet hatte, im wesentlichen erreicht. Für den Fortgang der Sache kam jetzt alles darauf an, ob Karl Edward König von Großbritannien wurde oder nicht.

Als Großmeister des h. Ordens des Tempels stand der Prätendent der Idee nach an der Spitze aller Logen und aller Freimaurer der Welt. Man durfte hoffen, daß sich allmählich die Erkenntnis von der Notwendigkeit der großen „Reform“ in allen Logen, auch in denjenigen, die einstweilen abseits standen, Bahn brechen werde. In demselben Augenblick, wo sich die Kurie mit dem ganzen Gewicht ihrer Macht gegen die „Gesellschaft der Freimaurer“ erklärte, erhob sich unter dem vielversprechenden Protektorate eines Fürsten, der ihr Verbündeter war, der neue Ritterorden, der alle Bräuche der Maurer und noch viel mehr in sich enthielt. Die Möglichkeit trat in den Gesichtskreis, die bisherigen Protektoren der Freimaurer — dazu gehörten außer dem Hause Hannover seit 1740 auch der König von Preußen — aus dem Sattel zu heben, und die gesamte Organisation der freien Maurer allmählich in ein nützliches Organ katholischer Fürsten und Staaten und in eine weltlich-geistliche Kongregation zu verwandeln.

Diese „Reform“ konnte ihr Ziel im vollen Umfange freilich nur dann erreichen, wenn es gelang, in die Kreise der bereits bestehenden Logen einzudringen.

Zwar bot die in den rektifizierten Ritterorden längst bekannte Einrichtung der unbekannten Oberen, die in den Ritterorden der Stuart-Logen mit übernommen ward — die Logen englischen Systems kannten sie, wie oben bemerkt, nicht – die Möglichkeit einer noch tieferen Verschleierung, als sie anderwärts ausführbar war, aber der Gebrauch dieses Mittels schien noch nicht ausreichend, um die letzten Ziele in den protestantischen Staaten und Ländern zu erreichen; wichtiger war es noch, die bisher geltenden Prinzipien hier allmählich umzudeuten und sie ihres bisherigen Inhalts zu entkleiden.

Der bisherige Kampf für die Glaubensfreiheit, der ebenso die Sozietät der Maurer wie alle älteren Sozietäten charakterisiert, paßte ebenso wenig wie die übrigen Grundanschauungen der Brüderschaft in das System des Tempelherrn-Ordens und es läßt sich daher beobachten, daß unter dem Einfluß des Prätendenten,

der selbst der Alchymie, der Kabbalistik und der Magie eifrig ergeben war, diese sogenannten geheimen Wissenschaften mehr und mehr in den Mittelpunkt der Logen-Arbeiten traten und daß die Ausdeutung alter und neuer Symbole in mehr oder weniger kirchlich-christlichem Sinn die Geister mehr und mehr gefangen nahm.

So entstanden seit der Mitte des Jahrhunderts die im engeren Sinne sogenannten geheimen Verbindungen, gegen die sich die Abneigung weitester Kreise, insbesondere aber der echten Maurer selbst, richtete. Niemand hat, wie man weiß, heftiger gegen diese geheimen Gesellschaften geeifert, als Herder, der selbst Maurer gewesen ist.

Vom Jahre 1750 an sehen wir den bisher gesunden Organismus der alten Sozietäten wie durch Fieberanfälle geschüttelt. Heftige innere Kämpfe und schwere Irrungen beherrschten alle Kreise und es war, als ob man das Eindringen eines gefährlichen Fremdkörpers in allen Fasern empfinde. Heftige Zuckungen traten ein, aber schon nach wenigen Jahrzehnten zeigte es sich, daß die Brüderschaft, die ehedem so manchem Sturm der Verfolgung siegreich Trotz geboten hatte, auch diesen in der Stille schleichenden Gegnern gewachsen war.

Vor allen Dingen trat dasjenige politische Ereignis nicht ein, auf dessen Eintritt die Berechnungen der Protektoren des Tempelherrn-Ordens beruhten: das Haus Stuart gelangte nicht in den Besitz der englischen Krone. Trotzdem standen auch nach der Niederlage der Stuarts bei Culloden im Jahre 1745 sehr starke Mächte hinter der neuen Organisation und zwar nicht bloß der französische Hof, der sich seit der Wahl des Grafen von Clermont den maßgebenden Einfluß gesichert hatte, sondern auch die Männer, die den Hof wie den Grafen zu leiten gewohnt waren. Aber dieser Hof und seine Günstlinge, die nach wie vor in allen Rittergraden des Tempelherrnordens den Ton angaben, standen in jenen Menschenaltern weder geistig noch sittlich hoch genug, um ein so schwieriges Unternehmen, wie die geplante „Reform“ einer alten und weitverbreiteten Organisation es war, erfolgreich durchzuführen.

Die Andeutungen der oben erwähnten Apologie über den sittlichen Verfall, der sich gerade in den Rittergraden zeigte, entsprechen den geschichtlichen Tatsachen.

Unter diesen Umständen erhob sich allmählich innerhalb des neuen Ritterordens selbst eine Reaktion, die denen sehr unerwartet kam, die das meiste für die Ausbreitung des Ordens getan hatten. In den uns erhaltenen Instruktionen kehrt die Anweisung an die Ritter wieder, in den bereits vorhandenen älteren Sozietäten Freunde zu suchen. Das geschah denn auch, und unter der Maske der Freundschaft und unter dem Vorgeben, die Inhaber des „wahren Geheimnisses" zu sein, drangen die Ritter des h. Lazarus und des h. Geistes (meist Konvertiten) als „Ritter des Tempels" sowohl in die älteren Sozietäten, wie in die „Sozietät der Maurer" zahlreich ein, „rektifizierten" (wie sie sagten) diese Gesellschaften und verschafften ihnen ein Patent als Ritter-Logen.

Diese Tatsachen, die sich trotz des Schleiers, unter dem sich die Dinge vollzogen, an manchen Orten aktenmäßig nachweisen lassen, muß man sich vergegenwärtigt haben, wenn man die weitere Entwickelung verstehen will. Es gab fast überall in den „rektifizierten" Logen seit 1740 zwei Gruppen, die um den entscheidenden geistigen Einfluß rangen. Da zeigte es sich nun, daß in der Tat in manchen Ländern, wie z. B. in Kursachsen, der Geist der rektifizierten Ritterorden die Oberhand gewann; aber es wurde ebenso klar, daß in anderen Ländern, wie z. B. in Schweden und Dänemark, die durch den Glanz hoher Namen zunächst geblendeten Mitglieder der alten Gesellschaften keineswegs gewillt waren, ihre Überzeugungen den Rittern des Tempels zum Opfer zu bringen. Richtig ist allerdings, daß eine Anzahl von Tempel-Rittern dem Beispiel der Lazarus-Ritter u. s. w. folgten, ihren protestantischen Glauben abschwuren und katholisch wurden, aber die große Mehrheit der Mitglieder hielt nicht bloß mit Zähigkeit an den alten Überzeugungen fest, sondern es gelang ihnen sogar, manche Tempel-Ritter auf ihre Seite zu ziehen.

So erstand mehrere Menschenalter hindurch im Innern des Tempelherrnordens ein schweres geistiges Ringen, das vielfachen inneren Unfrieden zur Folge hatte, dessen schließliches Ergebnis aber war, daß nicht die Tempelherrn den Maurerbund, sondern umgekehrt der letztere die Tempelherrn völlig aufsog und mit seinem Geiste durchtränkte.

Johann Georg Scheffner.[1])

Ein Lebensbild aus dem Zeitalter von Deutschlands Erhebung

von

Dr. Paul Stettiner in Königsberg.

Wie ein Königsberger Orakel geehrt, noch ein Übriger aus jener berühmten Schar der Herder, Hamann, Hippel, Kant, jetzt schon hoch in den Siebzigern mit schneeweißen Locken seinen schlanken hohen Leib noch gerade tragend und durch Lebendigkeit und Witz Königsbergs Lust und Ehre; ja geistreich und witzig, sprudelnd und sprühend von geistreichen Einfällen war der liebenswürdige Greis. So schildert den 77jährigen Greis Ernst Moritz Arndt, der auf seinen Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein Scheffner in Königsberg kennen lernte. Ungewöhnlich war die Lebensstellung, die Scheffner einnahm, und während die große Zahl seiner Dichtungen und Aufsätze längst vergessen ist, denken die Historiker von Pertz bis Treitschke in auszeichnenden und ehrenvollen Ausdrücken dieses Ostpreußen, dieses eingefleischten Preußen, wie er sich selbst nennt, der, das Klima abgerechnet, sein Vaterland über alles liebte. Wenn je bei einem Manne, so gilt für ihn Goethes Wort: „Nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt, und zu wirken und genießen anregt, bleibt er von Bedeutung."

Man hat das Leben dem Aufenthalte in einem Badeorte verglichen; wenn man ankommt, rüstet eine Reihe von Badegästen zur Abreise, und knüpft nur oberflächlich die Bekanntschaft an. Mit einer zweiten Generation leben wir uns ein und eine dritte zieht ein, wenn wir die Koffer zur Abreise packen. Wie anders sah die Königsberger Jugend im Jahre 1820, dem Todesjahre Scheffners, aus, als im Jahre 1736, als Scheffner am 8. August

---

[1]) Als Quelle für sein Leben dient in erster Linie die mehrfach aufgelegte Selbstbiographie „Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben", Königsberg 1821. Dazu „Nachlieferungen zu meinem Leben nach bestem Wissen stets mit kräftigem Wollen, oft mit schwachem Können" von Johann George Scheffner, Leipzig 1884. Ferner Rudolph Reicke, Aus dem Leben Scheffners, Altpreußische Monatsschrift, Band I, Königsberg 1864, S. 31-58. Vergl. Blätter für literarische Unterhaltung 1823, S. 284.

als Sohn eines schlichten Domänenpächters geboren wurde. Zu jener Zeit fällte Friedrich der Große sein hartes Urteil über Ostpreußen und Königsberg, das besser Bären aufziehen als zu einem Schauplatz der Wissenschaft dienen könne. Müßiggang und Langeweile scheinen die Schutzgötter der Stadt zu sein. Dies Land, das so gut angebaut, so fruchtbar an Pferden, so bevölkert ist, bringt nicht ein einziges denkendes Wesen hervor. Dieses harte Urteil Friedrichs des Großen findet in manchem Ausspruch von Königsberger Zeitgenossen seine Bestätigung. Borussi nihil scribunt, nihil sciunt hieß es damals. Auf der Universität wütete der erbitterte Streit zwischen den Pietisten und den Orthodoxen und auf dem Huldigungslandtage vom Jahre 1740 überreichten die Pietisten Beschwerden mit der wunderlichen Anschuldigung, daß der orthodoxe Professor Salthenius einen Pakt mit dem Satan abgeschlossen und einen Jüngling zu gleichem Vertrage verführt habe. Im Geburtsjahre Scheffners schreibt der Professor Bock: „Wie bekannt, lebe ich hier an einem Orte, wo nunmehr fremde Bücher und Schriften nicht anders als die Kometen uns nach langen Jahren zu Gesichte kommen". Doch fehlen schon in der Jugendzeit Scheffners nicht Merkmale einer leichten Besserung des geistigen Klimas der Stadt.[1]) Ein leistungsfähiges und dauerndes Theater wurde eingerichtet, populäre Aufsätze der Professoren erschienen in wöchentlichen Intelligenzblättern, man trieb Übungen in deutscher Sprache und Poesie an der Universität, ein Freund Gottscheds, Flottwell, gründete die deutsche Gesellschaft; Beziehungen zu Gottsched und seiner Gemahlin führten zur Gründung einer Frauenzimmer-Akademie. Auch der Buchhandel begann sich zu heben. Doch dürfte Scheffners Jugendzeit im Elternhause wie in der Schule keine besonderen Anregungen ihm geboten haben. Im 16. Jahre bezog er die Universität, in der gerade die Wissenschaften, die Scheffner später bevorzugte, wie Gewerbskunde und Volkswirtschaft fast unbekannt waren. Wirklich bedeutende Lehrer hat Scheffner nicht gehabt, zumal da er Kants Vorlesungen nicht besucht hat. Fern vom lauten akademischen Treiben, ein Erzengel der Ordnung, wie ihn Hamann nennt, damals fast prüde in seinen Anschauungen dem schönen Geschlecht gegenüber, trat er frühzeitig in die Drei

[1]) Vergl. Benno Erdmann, Martin Knutzen, ferner Gottlieb Krause, Gottsched und Flottwell S. 18, S. 23-24, S. 48 ff. und meine Schrift Aus der Geschichte der Albertina, Königsberg 1894, S. 42 ff. und S. 48.

Kronenloge in Königsberg ein, wenn er auch erst spät ein tätiger Freimaurer wurde.

Bedeutend für ihn war dann der Eintritt in das Haus des Kriegsrats L'Estocq, der ihn mit seinem Neffen, dem später durch den Erfolg bei Eylau berühmten General in sein Haus nahm. Die Gattin des Kriegsrats, Marie Eleonore Hintz verw. Reussner, bildete schon als Besitzerin der Hof- und akademischen Druckerei einen Mittelpunkt des geistigen Lebens Königsbergs und hier von der feingebildeten Frau und den dort verkehrenden angeblichen Meistern der Verskunst, den Professoren Pietsch und Bock, empfing Scheffner jene unglückliche, weil unerwiderte Liebe zur lyrischen und epischen Muse, der er bis zum letzten Tage seines Lebens treu blieb. Er spricht bisweilen mit liebenswürdiger Ironie von seinem Versebandwurm.[1])

Im Jahre 1757 trat Scheffner nach Vollendung seiner juristischen Studien als Sekretär in das Haus des Herzogs von Holstein-Beck ein, weil er den Staatsdienst während der russischen Okkupation vermeiden wollte. Hier vermutlich erwarb er im Verkehr mit den Töchtern des Hauses, bei anregenden Unterhaltungen über mannigfache Lesefrüchte, eine große Lebensleichtigkeit. Die russische Okkupation Ostpreußens während der Jahre 1758—1762 griff nach Scheffners Urteil tiefer in das Leben Königsbergs ein, als man glaubt. Ihn lockten aber weniger die Bälle, die der russische Gouverneur Königsbergs Suworoff, der Vater des bekannten Feldmarschalls, gab, nicht die Mode des Punschtrinkens, die die Russen einführten, sondern er empfand namentlich nach dem Umgang mit gefangenen preußischen Offizieren innige Sehnsucht, dem bedrängten Vaterlande zu helfen. Damals sang er an dem Geburtstage des großen Friedrich:

„Heil dir! Europens Kriegesgott,
Ach könnten wir dich seh'n!
Ein Leben ohne dich ist tot;
Wer für dich stirbt, stirbt schön".

Im Jahre 1761 eilte er mit seinem Freunde David Neumann, dem später berühmt gewordenen Helden der Festung Kosel, zum Heere Friedrichs und hat dann seine Leyer und sein Schwert zwei Jahre in den Dienst des Königs bei den Feldzügen in Pommern und Schlesien gestellt. Trotz vielfacher Entbehrungen und harter

[1]) Vergl. Nachlieferungen zu meinem Leben, S. 94.

Strapazen, einmal sogar leicht verwundet, als er offizierlose Grenadiere zum Angriff führte, fand er doch Zeit zum Studium und zur Lektüre.[1]) Als er bei Breslau lagerte, sandte er ein kleines Gedicht an Lessing:

> Ich, den Kriegstumult hier im Lager umschwirrt,
> Wo ein Staubgewölk mir Breslaus Türme verhüllt,
> Ich, den Phöbus entzückt, ohne sein Priester zu sein,
> Kenne drum, Lessing, Dich doch.[2])

Er erhielt von Lessing auf seinen Wunsch reichlich Bücher. Als er auf seinen Feldzügen mit seinem Regiment in die Nähe von Leipzig kam, lernte er Gottsched kennen, mit dem er verwandt war und mit dem er schon früher durch Briefe verkehrt hatte.[3]) Gottsched hatte Scheffners Gedichte einer freundlichen Besprechung gewürdigt: Schade, daß ein so edler Geist nicht solche Steine des Anstoßes vermeiden will, will sag ich, denn er kann es gewiß, so schreibt der gefürchtete Diktator. In seiner Biographie urteilt Scheffner sehr ungünstig über ihn: Ich besuchte einen weitläufigen Verwandten, den einst stark berufenen Professor Gottsched, dessen steife, finstere, antipreußisch gesinnte Gattin mir im Gespräche besser gefiel als der Herr Gemahl bei seiner Anhänglichkeit an den König. Grenzenlose Eigenliebe hatte ihn gegen alles Geschoß der Kritik festgemacht, seine mit französischer Belesenheit ausgespickte Unterhaltung war seines lauten Organs ungeachtet nicht eindringend . . . .[4]). Nach dem Frieden wurde der im Kriege als Fähnrich dienende Scheffner Leutnant in der Berliner Garnison. Während seines Aufenthaltes in Berlin lernte Scheffner die kleinen Götter des Märkischen Parnasses, wie Ramler, die preußische Sappho Anna Karschin kennen, der, wie Scheffner sagt, ihr schon erreichtes Alter und ihre natürlich unvorteilhafte Gesichtsbildung erlaubten, ohne Verdachtserregung gegen ihre Tugend zu jungen Männern auf die Stube zu kommen. Bei dem Probst Süßmilch lernte er Moses Mendelssohn kennen, dessen haarspaltende Philosophie und manche pädagogische Gesinnungen ihm nicht

---

[1]) Vergl. Gottlieb Krause, Friedrich der Große und die deutsche Poesie, Halle a. S., 1884, S. 44 ff.

[2]) Vergl. Lebensbeschreibung, S. 99.

[3]) Vergl. Gottlieb Krause, Gottsched, Schönaich und der Ostpreuße Scheffner in der Zeitschrift: Für vergleichende Literaturgeschichte von Max Koch, X, S. 453 ff.

[4]) Vergl. Mein Leben, S. 96 ff.

behagen wollten. Durch ein hartes Urteil seines Generals verletzt, nahm er seinen Abschied und suchte seine juristischen Kenntnisse zu einer Anstellung im Zivildienste zu verwerten.[1]) In Berlin hatte er geheiratet und führte mit seiner Gattin Susanne Elisabeth Bouisson bis über die goldene Hochzeit hinaus ein glückliches Leben.

Im Jahre 1764 ging er nach Königsberg zurück. Nach einer kurzen Probezeit bei der Königsberger Kammer ward er Kriegs- und Steuerrat im Jahre 1767 in Gumbinnen. Von hier aus blieb er in literarischer Verbindung mit dem Buchdrucker und Verleger Philipp Christoph Kanter, dessen politische und gelehrte Zeitungen er nach Hamann zeitweise redigierte. Eine Meinungsverschiedenheit mit Herder, dem es bekanntlich schwer wurde, fremdes Urteil zu ertragen, führte zunächst zu einem schroffen Tadel. Herder nannte ihn in einem Brief an Hamann einen Narren[2]), dann schlug er aber in die von Scheffner zur Versöhnung dargebotene Hand freudig ein und hat mit ihm ohne persönliche Bekanntschaft einen lebhaften und anregenden Meinungsaustausch gehabt. Es ist überaus anziehend, die feinen und tiefen Gedanken über Lessings Laokoon, über Winckelmann, über Herders neue Schriften im Briefwechsel beider zu lesen. Als Scheffner in Gumbinnen die Stelle eines Kriegsrats mit 400 Talern Gehalt erlangt hatte, schrieb Herder in seinem Glückwunsch an ihn: Lassen Sie uns ohne Ceremonien und Gewissenszwang unsern Briefwechsel fortsetzen und Freunde sein, Sie, der Königliche preußische Kriegs- und Domänenrat in Gumbinnen, und ich, dürftiger Pastor in Riga. Sie ein Pfeiler des Staates und ich die kleine Zehe bei dem Leibe der christlichen Kirche. Launig ging Scheffner auf das Bild ein: Ein Pfeiler an einem gotischen Gebäude macht wenig Aufsehen, allein die Zehe eines Pigallischen Merkurs besieht jeder Kenner genau und findet sie schön und unentbehrlich. So verhält sich Ihr Freund, der Staatspfeiler zu Ihnen, der kleinen Zehe am Fuß der christlichen Kirche.[3])

Scheffner, der von Berlin und Königsberg an den Verkehr mit geistig hervorragenden Männern gewöhnt war, empfand die Verbannung in Gumbinnen um so schwerer. Viel besser dürfte

---

[1]) Vergl. Mein Leben, S. 114 ff.

[2]) Vergl. R. Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken, Berlin 1880 Bd. I S. 209 ff. Briefe von Herder an Hamann, herausgegeben von Hoffmann, S. 31.

[3]) Scheffners Briefe und Herders Antworten in Joh. Gottfr. von Herders Lebensbild, herausgegeben von seinem Sohne E. G. v. Herder I, 2. S. 267 und S. 279, Erlangen 1846.

es ihm nicht nach seiner Versetzung nach Marienwerder ergangen sein, obwohl ihn der königliche Dienst nach der Einverleibung des polnischen Preußens außerordentlich in Anspruch nahm, da Friedrich II. in der ersten Zeit beinahe selbst der Chef der Kammer war. Mannigfache Erwägungen hatten Scheffner schon im Jahre 1774 den Gedanken nahegelegt, seinen Abschied zu nehmen, da gab ein unerwartetes Gewitter von oben, von Friedrichs Thron die Entscheidung. Die Kammer, wie man damals die Regierung nannte, hatte an den König das Gesuch gerichtet, die in Marienwerder stehende Schwadron Dragoner nach Bischofswerder zu verlegen, da die Wohnungen für die Räte sehr teuer wären. Der König, der solche Vorschläge von Zivilbehörden in militärischen Angelegenheiten haßte, schrieb an den schon schroffen Bescheid des königlichen Kabinetts folgende Randverfügung:[1]) „Ihr seid alle Narrens; meint ihr, daß ich um einen Kriegsrat, was eigentlich ein Dieb ist, der mit Beamten und Defraudeurs unter einer Decke sticht, meint Ihr, daß ich um solche Schlingels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betrügt Ihr Euch selbst. Unter 100 Kriegsräten kann man immer mit gutem Gewissen 99 hängen lassen, denn wann ein ehrlicher Mann unter sie ist, so ist es viel. Ich wünsche, daß der Herr Vorhoff unter der kleinen Zahl begriffen sei, aber ich wollte nicht davor schwören. Ein wenig modester gegen das Militarium.

Friedrich."

Scheffner legt im Kollegium den Entwurf einer würdigen Antwort vor. Wenn dem König an einem Dragoner mehr gelegen wäre, als an zehn Kriegsräten, so möge er letztere abschaffen, wenn aber eine unparteiische Untersuchung ihn von der Unbilligkeit seines Vorurteils überzeuge, so möge er den Kriegsräten eine Ehrenerklärung abgeben. Militärehre und Zivilehre hätten einerlei Empfindlichkeit, und es sei gewiß, daß der König eine

---

[1]) Die bisher nicht bekannte Randverfügung findet sich im Geheimen Staatsarchiv Berlin, Minüten R. 96 B. 73. Der Bescheid des Kabinetts lautete: „Über die Verlegung der Marienwerderschen Garnison nach Bischofswerder .... sind Allerhöchstdieselbe Majestät um so mehr befremdet und um so weniger zu reflektieren geneigt, da der p. Kammer dero Willensmeinung hierunter schon längst nicht unbekannt ist, und wie Seine Majestät so vornehme Idees von dero Schäkers von Kriegsräten gar nicht haben, als daß um ihnen mehrere Appartements und Bequemlichkeiten zu verschaffen Allerhöchst dieselbe Garnisons zu vermindern gemeint sein könnten". Der hier genannte Vorhoff war der Direktor der Kammer.

ähnliche Kränkung der Soldatenehre sehr schmerzlich empfinden würde. In der Kammer wußte man sehr gut, daß der König solche Antworten bisweilen sehr scharf zurückwies, und nahm dem Kriegsrat das Versprechen ab, unbedingt zu schweigen. Scheffner bat nun in einem französischen Briefe den König, ihm eine Pension von 200 Talern zu gewähren, indem er den eigentlichen Grund nicht klar zu erkennen gab: „Il est des evenemens, qui abiment tellement les forces, qu'ils les rendent incapables de repondre à la meilleure volonté, et comme je crois, que c'est manquer au Souverrain, que de continuer une carrière, lorsqu' on ne se sent plus les forces necessaires pour la fournir comme il faut, je me vois obligé de mettre ma charge aux pieds de mon Roi.[1])

Die Antwort des Königs, die schon lange bekannt ist, lautet: „Mihr müßte der Teufel plagen, daß ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch so viel brav Offiziers ohne versorgt sünd. Die 200 Thaler wäre einem invaliden Offizier zu vergeben. Fr.„

Scheffner sagt in seiner Selbstbiographie, daß er diese Erzählung nicht mitteilen würde, wenn die Geringschätzung der Zivildienste durch Friedrich nicht allgemein bekannt wäre. Aber trotz dieses Unwillens über dies Verfahren des Königs täuschte ihn doch die Menschenverachtung des Königs, dieses Erbteil aller bedeutenden Staatsmänner, wie man gesagt hat, zu keiner Zeit über die unsterblichen Verdienste Friedrichs.[2]) Noch im Jahre 1809 hat er seinen König gegen Angriffe verteidigt und alljährlich feierte er den Todestag seines großen Königs.[3]) Im Jahre 1819 beging er ihn zum 24. und letzten Mal und meinte, daß den schon lange Gestorbenen, aber noch nicht Vergessenen, jeder wohl gern auferwecken möchte.

Im Jahre 1775 erwarb Scheffner ein Gut bei Tapiau, Sprintlack, und hat hier in ländlicher Zurückgezogenheit fast 20 Jahre hindurch gewirkt. Um so umfangreicher wurden seine Studien, die er über Macchiavelli und Montaigne bis zu den Zeitgenossen ausdehnte. Er wurde nie ein Zunftgelehrter, er vergleicht einmal die Wissenschaften mit dem Seestrande, auf dem es sich der

---

[1]) Vergl. die Lebensbeschreibung S. 156 ff. und Beilage A.

[2]) Vergl. Nachlieferungen S. 69 und S. 112.

[3]) Vergl. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III, vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann, herausgegeben von Franz Rühl, Band I, S. 138.

vielen großen Ansichten wegen angenehm wandeln läßt, obgleich es Triebsandstellen gibt, in die man mit Lebensgefahr versinken kann. Nur noch zwei Reisen führten ihn nach Berlin und Dresden, wo er mit dem Vater Theodor Körners zusammentraf. Nicolai gewann er bei seinem Aufenthalt in Berlin wenig Geschmack ab. Kotzebue lernte er damals kennen. Seinen Umgang, der später während des Aufenthaltes des übel berufenen Mannes in Königsberg beide einander näherte, fand er sehr anspruchslos, seine Unterhaltung angenehm, seine Ansichten mehrenteils sehr natürlich. Später, als er in hohem Alter Kotzebues Ermordung erfuhr, fand er sie abscheulich. Um den Herrn von Kotzebue, schreibt er in seinem Tagebuch, ist es nicht schade und gottlob, daß er nicht aufleben kann, weil er im letzten Falle sich seines wohl nicht erwarteten Märtyrertums freuen und dann seine Rabenfeder noch mehr gegen Preßfreiheit, Volksrepräsentation schärfen würde, indem er nicht sowohl der Sache wegen als aus dem Drange einer häßlichen Persönlichkeit haßte.[1])

Sein nächster Freund in der Heimat war Theodor Gottlieb Hippel. Es ist in diesen Blättern schon des merkwürdigen Mannes gedacht worden. Er war der Sohn eines Lehrers, der im aufsteigenden Lebenslaufe zum leitenden Bürgermeister von Königsberg emporstieg, der sich aus Armut zum Besitzer eines großen Vermögens und stattlicher Kunstsammlungen emporarbeitete und zugleich Kantianer und Dichter geistlicher Gesänge war.[2]) Halb Mystiker, halb Faun, bekämpfte er, der Junggeselle, die Ehelosigkeit und trat in seinen Schriften im Gegensatz zu seinem Freunde Scheffner als Vorkämpfer und Prophet der modernen Frauenbewegung ein. Seine Schriften erschienen stets ohne seinen Namen und wiederholt mußten sich Männer wie Kant, aber auch unser Scheffner dagegen öffentlich wehren, daß sie als Verfasser seiner humorvollen und gedankentiefen Werke angesehen wurden. „Wer einen Brief schreibt, muß glauben, er schreibe ihn an die Welt, und wer ein Buch, ich sage ein Buch schreibt, schreibe es einem guten Freunde, wenn man nicht in beiden Fällen alltäglich sein will.“ Und dieser eine, den Hippel in das Geheimnis seiner Schriftstellerei einweihte, war

[1]) Vergl. Mein Leben, S. 224 und Nachlieferungen S. 77.

[2]) Vergl. Emil Brenning: Theodor Gottlieb Hippel, Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, XI, S. 257 ff. Biographie des Theodor Gottlieb von Hippel zum Teil von ihm selbst verfaßt, Gotha 1801, S. 320.

eben der Kriegsrat Scheffner. In seiner Selbstbeschreibung sagt Hippel: „Wie wenig wird die andere Welt zu mustern und zu ergänzen haben, um jene reine Freundschaft, jene Liebe im höheren Chor unter uns zustande zu bringen, welche diese Welt nicht kennt, die nur Teil und Erbe der Künftigkeit ist und vielleicht auch da nur ununterbrochen es sein kann. Ununterbrochen sage ich, denn ich habe mit Johannes Stunden und Tage gelebt, wo die reinsten Geister kein Bedenken gefunden haben würden, mitten unter uns zu sein. Diese Stunden waren die besten, die seligsten meines Lebens. Mein Leben ist nur Leben durch meine Freunde, so wie ich auch versichern kann, daß meine Autorschaft nur Scheffners dediziert gewesen". Die Briefe Hippels atmen oft die Leidenschaft eines zärtlich Verliebten, aber nach dem Tode Hippels empfand Scheffner, der ihm eine geistvolle Gedenkrede in der Loge gehalten, eine bittere Enttäuschung. Sein Tod würde ihn, schreibt er, noch mehr betrübt haben, wäre ich nicht überzeugt worden, daß er mir schon im Leben manchen französischen Assignat statt eines Pfandbriefes in Zahlung gegeben hätte.[1])

Durch Hippel erneuerte Scheffner die Bekanntschaft mit Kant und besuchte den Philosophen oft in den Abendstunden, während Kant später in den Abendgesellschaften Scheffners, als dieser nach Königsberg gezogen war, ein regelmäßiger Gast wurde.[2]) Zwischen Hippel und Scheffner stand Hamann. Scheffner selbst gibt von dem wunderbaren, rätselhaften Magus des Nordens, dessen Schriften schon durch den Titel die große Masse abschrecken sollten und dessen Phantasie ein wunderbares Gemisch von Einfalt und tiefster Denkkraft war, ein lebendiges Bild. Sein Haus war ein chaotisches Magazin, in dem Kluges, Gutes, Gelehrtes und Religiöses durcheinander zum Gebrauche eines jeden, der hinkam, offen dalag. Wie hoch Hamann seinen Freund Scheffner schätzte, zeigt die Mitteilung des Urteils Scheffners über die Arbeit des Philosophen Jacobi. Darin spricht Scheffner in schlichten Worten[3]): „Es ist überhaupt schwer, nicht ein

[1]) Lebensbeschreibung: S. 129, 130. Vergl. Nachlieferungen S. 113. Vergl. Biographie des Geh. Kriegsrats Theodor Gottlieb von Hippel zum Teil von ihm selbst verfaßt, Gotha 1801, S. 89 und S. 369 die Grabrede in der Loge auf Hippel.

[2]) Lebensbeschreibung S. 206.

[3]) Gildemeister: I. G. Hamann's des Magus des Norden Leben und Schriften. Gotha 1868, V, S. 152.

Spinozist zu sein, wenn man über Gott philosophieren und nicht lieber an ihn glauben würde." „Ich halte es", schreibt Scheffner, „mit dem letzteren und würde mich ohnedem sehr schlecht befinden. Der Glaube an Gott ist die feste, unbezwingliche Burg, und wer in ihm sein Trostmagazin anlegt, dem wird es nie mangeln. Manche Stellen des Büchleins verraten einen Mann, der es gern dahin brächte, schon in dieser Welt die Kräfte der zukünftigen zu schmecken. Ob das angeht, weiß ich nicht, und gottlob, ich besitze auch keine Neugierde nach den Mitteln dazu. Kommt Zeit, kommt Rat." Einmal besuchte der wunderliche Magus seinen Freund auf seinem Gute, kehrte aber bereits am zweiten Tage nach Hause zurück, weil ihn der Hofhund angebellt hatte. Er berichtete über den Besuch an Herder und schrieb von Scheffner: Ist einer unserer besten Köpfe, in dem die Seele eines Sully und Necker[1]) schlummert. Herder antwortete an Hamann, empfehlen Sie mich Kant und Scheffner, an den ich immer mit Hochachtung und alter Freundschaft zurückdenke. . . Ich wünschte, daß, da er als Sully und Necker nicht wirken kann, er doch als ein solcher schriebe: so machte er sich doch auf einige Art andern Entfernten gegenwärtig mit seinem Geist.[2])

Der Vergleich mit Sully berührt die Studien von Scheffner, die zur Hebung der Bildung der Bauern von ihm getrieben wurden; wie er praktisch an der Spitze seiner Bauern auf dem Gute tätig war, so legte er zur Hebung der Bildung auf seiner Hofwehr eine Schule an, da die Kinder sonst weite Entfernungen zurückzulegen hatten. Denn ihn jammerte die Unwissenheit seiner Bauern. Diese Studien auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Volksbildung näherten ihn wohl Christian Jacob Kraus[3]), dem bedeutendsten Lehrer an der Universität Königsberg nach Kant. In Männern, die ihm ihre Bildung verdankten, nicht in Büchern wünschte er fortzuleben, wie er selbst bekannte. Durch Kraus ist zum Teil Königsberg für die Beamtenwelt des beginnenden 19. Jahrhunderts das geworden, was hundert Jahre früher die Universität Halle wurde, eine hohe Schule von Staatsmännern und Volkswirten; Kraus erzählt selbst, wie eindringlich Scheffner

---

[1]) Vergl. ebenda Bd. III, S. 32.

[2]) Herders Briefe an Hamann, von Hoffmann, S. 203.

[3]) Vergl. das Leben des Professors Christian Jacob Kraus, dargestellt von Johannes Voigt, 1819, S. 154 und ebenda zu dem folgenden S. 377, 386 und Max Lehmann, Freiherr vom Stein, II, S. 39, Leipzig 1903.

ihn zu einer Publikation seiner Auszüge aus Adam Smith zu bewegen suchte. „Wenn Sie nicht wenigstens, lieber Professor, etwas für Ihr Auditorium taugten, wären Sie der unnützeste Mensch auf der Erde; für die Gesellschaft sind Sie nicht; für das Publikum schreiben Sie nicht, Geschäfte führen Sie nicht.“ — Ich gebe alle Hoffnung auf, fuhr er fort, etwas von Ihnen zu sehen, im Grunde wollte ich Ihnen auch alles Übrige schenken, wenn Sie mir nur dazu behilflich sein wollten, das Studium des Smith in Deutschland in Schwung zu bringen.

Durch Kraus und mit ihm verband Scheffner sehr bald ein sehr reger Verkehr mit den jungen Staatsmännern, die damals der Osten stolz die seinigen nannte. Da war Stägemann[1]), der später die rechte Hand des Freiherrn vom Stein war, die beiden Freiherrn von Schrötter, von denen der eine das berühmte Befreiungsedikt vom 9. Oktober 1807 entwarf, da war Theodor von Schön, Hoffmann und manche andere aus dem Schülerkreise von Kraus. Scheffner hat Gedanken und Meinungen über allerlei im Dienst in einer Reihe von Bänden veröffentlicht, die mit Bemerkungen seines Freundes Kraus und des Kriminaldirektors Frey, des Vaters der Städteordnung, zum Abdruck kamen, und in denen man mit Recht ein wenig von Hippels bilderreichem, aber dunklem Stil witterte.

Seit dem Jahre 1795 wohnte Scheffner in Königsberg, wo er bis zum Jahre 1806 am Butterberge, da, wo heute der botanische Garten steht, einen Mittelpunkt für die geistigen Führer Königsbergs bildete. Mancher junge Mann, wie der später um die Unterrichtsverwaltung verdiente Theodor Nicolovius, verdankt seiner Vermittelung den Eintritt in den preußischen Staatsdienst. Auch der Kreis der Königsberger Dichter trat ihm nahe. So schreibt Zacharias Werner, der phantasiereiche Verfasser der „Söhne des Tals“, des „Kreuzes an der Ostsee“ und des besten Luther-Dramas: Sie haben mein Inneres mit meiner Vaterstadt, die mich oft über Verdienst gekränkt hat, ausgesöhnt, haben durch Ihre Güte veranlaßt, daß ich an Königsberg mit großer Sehnsucht zurückdenke, die mir nur durch die mehr als prosaische Kälte des dortigen Klimas abgekühlt wird.[2]) Bei ihm

---

1) Der Briefwechsel Scheffners mit Fr. A. Stägemann u. a., neuerdings Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens und Friedrich Wilhelm III, vorzugsweise aus dem Nachlaß. Her. v. Franz Rühl, 3. Bd. 1902 und Ergänzungen her. v. Franz Rühl 1904.

2) Briefe aus G. Scheffner, Blätter für literarische Unterhaltung 1834, S. 282 ff.

verkehrte Heinrich von Kleist oft. Scheffner sagt: Nach seinem Äußern war er finster und sonderbar. Ein Fehler in seinem Sprachorgan gab seinem Eifer in geistreichen Unterhaltungen einen Anschein von eigensinniger Härte, die seinem Charakter wohl nicht eigen war. Wie ein der Meerestiefe entsteigender Taucher sich wenigstens im ersten Augenblicke nicht auf alles Große und Schöne besinnt, was er in der Wasserwelt gesehen, und es nicht zu erzählen vermag, so schien es bisweilen bei Heinrich von Kleist der Fall zu sein.[1]) Auch Schenkendorf traf in dem geselligen Hause Auerwalds oft mit Scheffner zusammen. Später steuerte dieser Dichtungen und Aufsätze zu den von Schenkendorf herausgegebenen Zeitschriften bei.

So nahte das Jahr 1806 mit seiner zweiten großen Veränderung der Königsberger Sitten- und Lebensverhältnisse. Das geistige Leben Königsbergs war damals ungemein rege. Es genügt, an das Haus der Johanna Motherby zu erinnern, mit der Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt später in dauernder Verbindung blieben, da war der lebhafte Kreis, der sich um Theodor von Schön zusammenschloß, eine weitere Gruppe bildeten die Männer, welche zum Teil im Anschluß an die Logen den Tugendverein begründeten. Einen geistigen Brennpunkt bildete dann das Haus des Patriarchen Scheffner, der sich mit erstaunlicher Beweglichkeit in dieser fremdartigen Welt zurecht fand.[2]) Er lebte damals in der ruhigsten Zurüstung für das Grab, sagt Nicolovius, das Leben war hinter ihm und Ruhe und Klarheit in sein Herz und Gesicht gekommen. Jeden Tag suchte er mit einer Tat zu bezeichnen und bei seinem großen politischen Einfluß wirkte er im geheimen, oft den Machthabern selbst unmerklich, und entzog sich jedem Danke.[3]) Im April 1807 lernte er die Königin Luise kennen, nachdem er schon vorher mit der Schwester der Königin, Prinzessin Friederike von Solms, in anregendem Gespräch vergnügte Stunden in dieser sonst traurigen Zeit zugebracht hatte. Sogleich bei der zweiten Begegnung der Königin trat die Offenheit Scheffners hervor; ich würde, sagte er zu ihr, ohne eine vertrauliche und freundliche

---

[1]) Lebensbeschreibung S. 238.

[2]) Vgl. Rühl: Briefe und Aktenstücke Bd. I, S. XXIII.

[3]) Nicolovius, Th., Ludwig Nicolovius S. 153. Vergl. die ungünstigen Urteile Dorows über Scheffner in W. Dorow, Krieg, Literatur und Theater S. 203 und Erlebtes aus den Jahren 1790—1824, Bd. III, S. 361.

Aufnahme meinen Besuch nicht wiederholt haben, und ich, antwortete die Königin, hätte es Ihnen nicht verdacht.

Noch näher trat Scheffner der Königin im Jahre 1808. Die Königin begegnete dem ehrwürdigen Greise, wie er erzählt, mit grenzenlosem Zutrauen und pflegte mit ihrem kindlichen Sinne, ihrer Gemütlichkeit, ihrer Lernlust, ihrer Anspruchslosigkeit mit ihm eine sehr vielseitige Unterhaltung. Mit wahrem Vergnügen, schreibt er in seiner Selbstbiographie, erinnere ich mich noch der Gespräche, in denen ich nie etwas Unwahres über Sachen oder Personen sagte, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, den Schaden vorschneller Gemütsäußerungen, die Notwendigkeit des Hofetiketts, die höfische Zeitverschwendung. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal gleich ab.[1])

So erklärt es sich, daß trotz des vertraulichen Umganges mit der Königin Scheffner seinen Unwillen über die ihm offenbar nicht verständliche Ursache der zweiten Entlassung des Ministers Freiherrn vom Stein im Jahre 1808 vor den König selbst brachte. Stein war, wie Schön bezeugt, nicht selten Gast an Scheffners Tafel. Neben Hardenberg zog ihn die Lebhaftigkeit seines Geistes mächtig an. Nach der Rückkehr nach Königsberg nach der ersten Entlassung fragte ihn Scheffner, wie er eine solche wirkliche Beleidigung habe verzeihen können. Stein versicherte, seine Liebe zum Dienst und die Überzeugung, daß er manches Gute würde stiften können, habe ihm keinen Augenblick die Wiederaufnahme bedenklich gemacht. Er sei daher mit der größten Freiwilligkeit und den besten Hoffnungen zurückgekehrt.[2]) Mehrmals versicherte Stein bei freimütigen Äußerungen Scheffners über den wunderlichen Gang der Dinge, der König ist mehrenteils klüger wie wir alle, nur hat er nicht Willen genug, es selbst zu sein, und läßt uns in der Meinungsverschiedenheit sitzen. Die Entlassung Steins empfand Scheffner schmerzlich, er wandte sich an den König mit der Bitte, dem entlassenen Minister den Schwarzen Adlerorden zu verleihen.[3]) Der König antwortete

[1]) Vgl. R. Reicke, der Kriegsrat Scheffner und Königin Luise, Altpreußische Monatsschrift, Königsberg i. Pr. 1864, I, S. 706 bis 736 und Lebensbeschreibung S. 310, 287, 266 ff.

[2]) Vgl. Lebensbeschreibung S. 280 ff. und G. H. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, Bd. II, Berlin 1850, S. 176, 177.

[3]) Ebenda: S. 306, 307 und V, S. 29.

eigenhändig: Es befremdet mich sehr, zu sehen, daß der sonst so verdienstliche Herr Kriegsrat Scheffner die politisch notwendig gewordene Entfernung des allerdings edeln, höchst dienstverständigen Ministers vom Stein aus dem allerverkehrtesten Gesichtspunkt, und, wie ihn höchstens falsche Patrioten, übelgesinnte, oder ganz unwissende Menschen beurteilen mögen, anzusehen beliebt, und demnach aburteilt. Könnten Sie also in der Tat auch glauben, daß ich, bei dem, ich wiederhole es nochmals, politisch notwendig, ja, dringend notwendig gewordenen Rücktritt jenes Ministers jetzt etwas unterlassen würde, das so ganz mit der Neigung meines Gemütes übereinstimmend ist? — Daß jedoch dieses zu tun in unserer jetzigen kritischen Lage höchst unpolitisch handeln hieße, ist ebenso gewiß. Meinen Dank übrigens für Ihre Freimütigkeit und die ohne Zweifel dabei gehabte edle Absicht.

Die Persönlichkeit Hardenbergs zog ihn außerordentlich an, er bewunderte seinen Sinn und seinen Takt für Schönheit aller Art, seine Feinheit im Ausdruck, seine gewöhnliche Popularität, seine scharfsinnigen Reflexionen, seine gleich gewinnende Offenheit in der Unterhaltung. Daß ein vornehmer Mann mich je so für sich eingenommen haben sollte wie er, erinnere ich mich nicht.[1])

Durch sein zugleich verbindliches und eigentümliches Wesen übte der alte Kriegsrat einen nicht geringen Einfluß auf die Hofdamen, wie Frau von Berg, Frau von Rediger, auf die Prinzessin Marianne von Preußen, auf Prinzessin Luise von Radziwill, die noch lange nach ihrer Abreise nach Berlin mit ihm im freundschaftlichen Briefwechsel blieben. Mit der Königin herrschte auch weiter ein reger Verkehr.[2]) Scheffner sandte ihr auf ihren Wunsch die Vorlesungen des Historikers Süvern. Die Königin schreibt dann nach der Lektüre über die Grundsätze Süverns an ihn: Ich empfinde recht tief die schöne Wahrheit, auf der sein ganzes Prinzip ruht und doppelt fühle ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens, mich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen.

Nach dem Landhause in Luisenwahl vor den Toren Königsbergs, das Napoleons Mameluk im Jahre 1812 mit der Aufschrift ce misérable château versah, wurde Scheffner oft geholt. Es war der Garten, der seinem Freunde Hippel gehört, und unter den

---

[1]) Lebensbeschreibung: Druckfehler und Auslassungen, S. 6 ff.

[2]) Vergl. aus den Papieren des Burggrafen Theodor von Schön, II, S. 49.

nämlichen Bäumen, unter denen er einst mit Kant und Hamann Zwiegespräche gehalten hatte, spielten jetzt die Königlichen Prinzen und scherzte er mit der Königin. Am 22. März 1808 wünschte er zum elften Geburtstage ihres Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers:

> Daß aus dem süßen Most ein edler, schöner Wein,
> Den Menschenherzen auf der sauren Erde
> Zum Stärken, Laben und Erfreuen,
> Durch Kunst und Fleiß gewonnen werde.[1])

Wie er der Königin als Landesmutter die Fürsorge für die Volkserziehung in Gesprächen und Briefen ans Herz legte, so drang er auch auf eine sorgfältige Erziehung des Kronprinzen. Da der Staat das Haus, in dem Scheffner wohnte, ankaufte und dem Kronprinzen mit seinen Erziehern die Parterreräume zum Bewohnen anwies, wurde sein Verkehr mit dem Hofe noch inniger.[2]) Wöchentlich wurden vor dem Kronprinzen und seinen Brüdern Vorlesungen gehalten. Mein Vermieter ist jetzt, schreibt Scheffner[3]) an Schön, der König von Preußen, und ich trete seinem Sohn und dessen Hofmeister auf den Kopf, hoffentlich aber ohne ihren Schaden und meine Verantwortung. Als Scheffner hier den Todestag Friedrichs des Großen feierte, trat die Königin unverhofft ein und mußte also mit anhören, was er zur Strafe, zur Lehre und zur Besserung vorlas. So sehr er das rege Wesen des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, anerkannte, war er doch voll Besorgnis, daß durch die Erziehung und Umgebung seine Gaben nicht genügend geweckt würden. Er gab den Erziehern Fénelons Telemach in die Hand. Nach etwa 10 Jahren begrüßte der greise Scheffner den Kronprinzen auf der Durchreise nach Rußland mit einem Schreiben.[4]) Am liebsten, heißt es da, hätte ich Sie allergnädigster Herr gefragt, ob Sie Ihre Jugendneigung zum Quellsuchen noch beibehalten haben? Möchten Eure Königliche Hoheit doch einst auf dem leicht dürr werdenden Thron, dieses Spüren nach den Quellen

---

[1]) Vergl. Reicke, Scheffner und die Königin Luise und meinen Aufsatz in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 22. März 1897.

[2]) Das Haus ist das heutige Generalkommando auf dem Roßgarten in Königsberg.

[3]) Lebensbeschreibung S. 310 und aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön. . . Berlin, Bd. II, 1875, S. 238.

[4]) Nachlieferungen S. 136, 138.

menschlicher Worte und Werke nie unterlassen und Ihren künftigen Staats-Brunnen und Spritz-Meistern streng befehlen, besonders sie durch eigenes Nachsehen dazu nötigen, kein von Ihrer eigenen Scharfsichtigkeit entdecktes Lebenswasser wieder zu verschütten.... Der Kronprinz antwortete freundlich: Sie haben sich ein Ideal von mir gemacht, welches mich erglühen macht vor Scham, ihm nicht nahe zu kommen und vor Verlangen, es zu erreichen. Möge man einst in 50 Jahren von mir sagen, ich habe keine Quelle von Lebenswasser unentdeckt und unbenutzt gelassen. Ahnungsvoll schreibt Scheffner im Tagebuch: Kronprinzliche Blüten unter der Königskrone tragen nur zu oft wurmstichige Äpfel.[1])

Scheffner sah diese Episode seines Lebens keineswegs in rosigem Lichte. Persönlich, schreibt er, hat mich der Hof wahrlich nie gedrückt, vielmehr haben mich seine ersten Personen mit Gnade und Zutrauen behandelt und ertragen, indessen wurde mir doch nach seinem Abzuge zu Mut, wie einem Menschen, der sich in der Niederung aufhielt, ohne eben krank von ihren wässerigen Dünsten zu werden, aus dieser aber in eine höhere Gegend zieht, wo er von ganz anderer Luft angeweht, seine leibliche Beschaffenheit umgeändert fühlt.[2])

Als das Jahr 1813 den Freiherrn vom Stein noch einmal nach Königsberg führte[3]), fand er den Veteranen des siebenjährigen Krieges noch in ungebeugter Haltung. Ernst Moritz Arndt wurde, wie schon erwähnt, ein warmer Verehrer des alten Kriegsrats. Scheffner, sagt Arndt, war ein Ehrenmann, von den Matten und Feigen wegen seines Witzes gefürchtet, er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem echten Kieselstein gleichen, daß sie nur durch Draufschlagen Feuer geben. Er hat in Prosa und Versen einiges geschrieben. Das ist aber seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichbar geworden, sondern viel zu künstlich gemacht und antithetisch, solchen Witzen gleich, welche man französische und jüdische zu nennen pflegt. Scheffner selbst

---

[1]) Nachlieferungen S. 48.

[2]) Lebensbeschreibung S. 318.

[3]) Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Karl Friedrich vom Stein von E. M. Arndt, Berlin 1858, S. 52.

nahm ein wenig an der maßlosen Art des Sängers des Befreiungskrieges Anstoß.[1])

Scheffner war in dieser Zeit keineswegs untätig gewesen. Vor und nach dem Kriege bei glücklichen und traurigen Ereignissen dichtete er und schrieb Aufsätze über die Befreiung des Bauernstandes und lieferte Arbeiten zur neuen Ordnung der Dinge. Namentlich der Volksschulunterricht, dem er schon seit seinem Landaufenthalt seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, erweckte sein Interesse. Er wurde in die Kommission zur Hebung des Volksschulunterrichtes gewählt und wandte eine freilich übertriebene Schätzung dem Schulrat Zeller zu. Er errichtete in dieser Zeit an der Nordseite des Doms dem Philosophen Kant ein würdiges Denkmal in der Stoa Kantiana. Viele wandten sich an ihn, die seinen Einfluß kannten. Ihr Wort und das Wort von Auerswald, schreibt einmal der Minister von Dohna an ihn im Jahre 1816, war für mich so imposant, daß ich demselben mit herzlichem Vertrauen nachgab. Mit warmem jugendlichen Feuer trat er noch in Eingaben an den König für die Ausgaben altdeutscher Gedichte und die Anfertigung eines vollständigen Glossariums über die deutsche Sprache ein, und als der König in zwei Verfügungen die Sache zurückwies, da klopfte er noch immer wieder bei Stägemann wegen des Titurel und der Minnesänger an und empfahl dazu mit feinem Verständnis den damals in Königsberg unterrichtenden jungen Philologen Lachmann.

Mit wunderbarer Schwungkraft folgte er noch den Ereignissen seiner Zeit, haßte mit der Jugend Kotzebue und schalt auf Brieferbrecher, Inquisitionshäscher und Zensurmandate. Schon todesmüde, mit zitternder Hand entwarf er Briefe an die Minister von Altenstein und Wilhelm von Humboldt, um die Ausfertigung des auf Bundesbeschluß drohenden Edikts über die Zensur zu verhindern. Wilhelm von Humboldt schrieb darüber an den Landeshofmeister von Auerswald: Scheffner hat mir geschrieben, erzeigen Sie mir die Freundschaft, dem würdigen Greise, dessen

---

[1]) Lebensbeschreibung S. 283. Vergl. Briefe und Aktenstücke von Stägemann, herausgegeben von Rühl, Bd. I, S. 301. Vergl. Briefwechsel des Ministers ..... von Schön, herausgegeben von Rühl, S. 17. Viele Schriften von Scheffner sind in den Zeitschriften und Zeitungen Vesta, Studien, in der Königsberger Kriegs- und Friedenszeitung abgedruckt. Vergl. R. Steig, Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe, Berlin 1901, S. 61 ff.

Gesinnungen niemand mehr achten kann als ich, in meinem Namen für sein Vertrauen recht aufrichtig zu danken.[1])

Am 16. August 1820 starb Scheffner. Das Geheimnis seiner Wirkung auf die Zeitgenossen liegt in dem Freimut, den, wie er selbst sagt, die meisten als ein Phänomen bewunderten. Er war im Gegensatz zu vielen bedeutenden Schriftstellern kein Schreiber, sondern ein Täter des Wortes. Aus seinen Lebenserinnerungen weht uns noch heute erfrischend und stärkend der Hauch einer nicht großen, aber freien und warm empfänglichen Seele an, tritt seine selbständige und zugleich geschmeidige Persönlichkeit mit ihren Ecken und Kanten, aber auch mit ihrer liebenswürdigen, anziehenden Natürlichkeit hervor und gewinnt uns, wie sie den Besten ihrer Zeit genug getan hat. Scheffner fand auf dem höchsten Hügel des Samlandes, den die Bewohner der Ebene Galtgarben nennen, seine letzte Ruhestätte. Zwei Jahre vor seinem Tode war dort auf seine Anregung ein großes Landwehrkreuz zum Andenken an die Helden der Befreiungskriege errichtet worden.[2]) Bald wird sich auf dieser Höhe ein Turm zur Erinnerung an den Fürsten Bismarck erheben. Eine wunderbare Symbolik: Das Grab des schlichten Erdenpilgers auf derselben Höhe mit den Denkmälern an die größten Ereignisse der deutschen Geschichte. Wie er im Leben, im Schatten der Großen dieser Erde eine ehrenvolle Stätte behauptete, so möge denen, die an seiner Grabstätte stehen, der Wunsch eines seiner Zeitgenossen in Erfüllung gehen:

> Hier empfange liebend bei dem Grabe
> Scheffners noch das späteste Geschlecht,
> Des Verklärten schönste Seelengabe,
> Seinen Mut für Freiheit, Wahrheit, Recht.

---

[1]) Nachlieferungen S. 111 und Briefe und Aktenstücke II, S. 420 ff.

[2]) Gottlieb Krause: Das Landwehrkreuz auf dem Rinauer Berge bei Galtgarben. Altpreuß. Monatsschrift, Bd. XXVI, S. 588 ff.

Francesco Petrarca.

Ein Gedenkblatt zu seinem 600jährigen Geburtstage, geb. 20. Juli 1304.

von

Dr. Franz Strunz in Berlin-Großlichterfelde.

Petrarcas Vater war ein Freund Dantes. Dieser Bund warf Sonnenschein auf den ganzen Weg, den der Sohn gegangen ist. Die Weihe der Größe, die dem „divino poeta" kein Zeitalter nehmen wird, kam auch über Francescos „Entdeckung der Welt und des Menschen". Und alle eitle Selbstgefälligkeit, welche dieser unruhige und sehnsuchtsvolle Mensch besessen hat, wird verzeihlich, sobald man sich darauf besinnt, daß er die Tiefen des Ich sucht und sie der Mitwelt darbietet. Er war der Erste, der diese damals pfadlosen Gebiete betrat und nach dem Lebensgefühl forschte. Es war eine Reise in ein unbekanntes, geheimnisvolles Land, aus dem Dämmerlicht des Mittelalters hinein in den hellen Frühling des modernen Menschen. Auf dieser Wanderung entstanden sie, die Bekenntnisse, Stimmungen über das Leben und Geschehen seiner Seele. Der erste große Versuch — fast nach einem Jahrtausend — seitdem jene seltsame Schrift durch die Welt gegangen ist, von der die Menschen immer werden wissen wollen: die Konfessionen des Augustin.

Petrarca wurde in Arezzo am 20. Juli 1304 geboren. Rechtsstudien trieben ihn nach Montpellier und Bologna. Damals lernte er den Naturphilosophen Cecco d'Ascoli[1]) kennen, der den Dichter in Petrarca zum Leben rief. Dann wurde er Kleriker und führte auf seinem väterlichen Gut zu Vaucluse bei Avignon das stille Leben eines freien Gelehrten und Dichters. Aber immer kamen wieder Stunden, wo es den wankelmütigen Mann hinaustrieb auf die Straßen der kunterbunten Welt. In der Kirche der hl. Klara zu Avignon sah er — damals ein Dreiundzwanzigjähriger — das Liebesideal seines Lebens: Laure de Noves. Sie war die

---

[1]) Eigentlich Francesco di Simone Stabili aus Ascoli.

Frau eines Edelmanns Hugo de Sade. Zeitlebens konnte er den Zauber ihrer Persönlichkeit nicht vergessen, auch nicht als sie schon längst gestorben war.[1]) In den Gefühlen für dieses Weib liegt ein Schlüssel zur Erforschung von Petrarcas Seele „Sein individuelles Empfinden verlangt nach einer menschlichen Ergänzung; die Liebe zu einer Frau ist ihm die reine Quelle mannigfacher Seelenregungen und Stimmungen. Gerade das Naturell Petrarcas war für das Keimen einer solchen Empfindung besonders günstig; kämpften doch darin glühende Sinne mit einem reinen und sehnsuchtsvoll veranlagten Geiste“.[2]) 1333 zog er durchs Rheinland, durch Flandern und England. Am Ostertage 1341 erfolgte am Kapitol seine Dichterkrönung. Gesandtschaftsangelegenheiten brachten ihn dem Kaiser Karl IV. näher. 1356 kam er nach Prag. Petrarca wurde Pfalzgraf. Auch Deutschland, Frankreich und Spanien sind ihm nicht unbekannt geblieben. Mit Liebe und Tatkraft wirkte er für die Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom. Er, der der römischen Kirche so oft verdächtig erschien und sie auch oft hart gegeißelt hatte! 1373 gelang ihm der Friedensschluß zwischen der Republik Venedig und den Cararas. Ein Jahr später — am 18. Juli 1374 — ist Petrarca auf seinem Landsitze Arquà bei Padua gestorben. Mitten unter seinen Büchern. Über Handschriften gestützt fand man morgens den toten Humanisten in seiner Bibliothek.

Petrarcas Werk liegt in der Entdeckung der modernen Individualität und der völlig neuen Kultur einer fein empfindenden Seele. Allerdings wäre es falsch daraufhin zu glauben, das Mittelalter und seine Kenntnis vom Gefühlsleben hätten eine seelische Innenschau nicht gekannt. Dem ist nicht so. Vielmehr, es hat sie nach einer gewissen und zwar religiösen Seite hin gekannt und die aus dem besten Boden der Scholastik aufgehende Mystik ist der schlagendste Beweis dafür. Aber nicht so mannigfaltig, ästhetisch und leidenschaftlich war dieses mittelalterliche Ich-Erlebnis, es trat nicht als persönliche Stimmung und Sehnsucht vor die Seele, nicht als Naturreflexion und schweigende Frage. Auch geht nicht jene Romantik hindurch, die in der Naturbetrachtung anklingt und mit wählender Absicht Einheit

---

[1]) Die Pest in Avignon raffte sie am 6. April 1348 hin.

[2]) Robert Saitschick: Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Berlin. Verlag Ernst Hoffmann u. Comp. 1903, I. Bd., S. 36.

und Leben zum intimen Menschen in Beziehung setzt. Als nun Petrarca kam und in seinen Briefen, Kanzonen und Sonetten davon erzählte, daß wir uns entdecken müssen und alles was die Zerrissenheit in uns ist, das Unsagbare im Geschehen der Seele, das jenseits der gelehrten Auseinandersetzung steht und noch am ehesten künstlerischer Empfindung und Fühlsamkeit nahe kommt, da ward einer neuen Zeit neue Sprache entdeckt. Mit Worten, die man seither nicht vergessen hat. Das war das Große, was ihn unter die Führenden der Geschichte der geistigen Kultur rückt und ihm bleibende Erinnerung sichert. Petrarca steht am Anfange einer Zeit und doch wieder am Ende. Er hat das antike und besonders auch das mittelalterliche Kulturkapital weitergegeben, nicht, daß er es sinnlos anzuhäufen versuchte, vielmehr, mit neuem, individuellem Lebensgefühl erfüllte er das Alte. Eine ungeheuere Umwertung von mittelalterlicher Metaphysik in weltliche Wirklichkeit fand statt. Das war aber eine durchaus subjektive Tat, die niemals dadurch allein sich durchsetzt, daß man an Vorgehendes anknüpft, sondern es so nacherlebt, daß es neu wird. Wir wissen, daß auch früher schon Menschen in die intimen Schächte der Seele vorzudringen versuchten. Auch die wußten schon etwas davon, daß es damit ein seltsam Ding sei, mit dieser intimen Beobachtung des seelischen Geschehens. Wer kennt sie nicht, Marc Aurel, Epiktet, Plotin oder die ersten christlichen Literaten? Diese sanguinische Zeit, die ihr Ich-Erlebnis mit einem starken Dämonenglauben zusammenbrachte? Die Meditationen, die damals entstanden, wollen alle Seelentagebücher sein, pessimistische und unruhige Aussprachen menschlicher Stimmung. Weiter. Einer der frühesten Vorboten der Renaissance ruft eine neue soziale Bewegung hervor, es ist Franz von Assisi! Die Ideale der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung sind Erlebnisse, individuelle Geschehnisse. Wer das Schrifttum dieser religiösen Innerlichkeit nur etwas kennt — z. B. Taulers psychologisch so feine Predigten oder einiges von Meister Eckhart, dem ersten Philosophen in deutscher Sprache — wird es verstehen, wie man von Vorarbeiten Petrarcas sprechen kann und von einer mittelalterlichen Literatur über den Menschen und den Sinn des Lebens. Unzweifelhaft, hier ruhen schon Steigerungen seelischer, gefühlsmäßiger Kräfte. War doch schon die Mystik eigentlich eine höhere Menschheitsstufe mit bereits mehr persönlicheren Werten des Zweifels und der Sehnsucht. Als eine

individuelle Frömmigkeit, die reflektiert, setzte sie sich durch. Sie bereitet aus der wundersamen Innerlichkeit und dem Einheitserlebnis, aus diesem „die Welt ist so ewig wie Gott", die neue Menschheitsbildung vor, mit persönlichen Gaben und Kräften. Das ist es nun: als die neue Erregung und völlig beispiellose Erlebnisverarbeitung, die Renaissance, über die Menschen kam, und zwar auf italienischem Boden hervorbricht, war es eben Francesco Petrarca, der das verweltlicht hat, was als religiöser Fonds im Schatten lag. Daran knüpft er eine neue moralphilosophische Schriftstellerei, die in ihren Empfindungsanalysen erzählen soll, was es im letzten Grunde mit den seltsamen Stimmungen der Seele auf sich hat. Nicht aber, daß er sich dem religiösen Erbe feindlich gegenüberstellte, nein, mit einer Virtuosität, wie sie seit der Renaissance nicht mehr erreicht wurde, verband er das Neue, das er so gern in antike — besonders ciceronianische und platonische — Gewänder hüllt, mit dem Christentum und seiner Geschichte. Hat er doch auch Paulus, Ambrosius und Hieronymus beerbt! Petrarca blieb bei allem seinem neu entdeckten Lebenstypus treu, er blieb modern. Unruhe, Reflexion, Weltschmerz und innerer Kampf treten der Natur gegenüber, die ein Sinnbild des Geistigen ist. Ein Stoizismus — vornehmlich Seneca mit augustinischen Akzenten — kam über ihn. Es sind moderne Stimmungswelten mit ihrer gedämpften Leidenschaftlichkeit und bitteren Todeserwartung: . . . „Die Komödie geht ihrem Ende zu, der Vorhang möge nur fallen, und wenn es dem Bühnenleiter beliebt, das Spiel sofort abzubrechen, so würde ich mich darüber auch nicht beklagen. Ich bin schon müde" . . . . Das ist Pessimismus mit so viel Persönlichkeitsgehalt, wie ihn das Mittelalter nicht gekannt hat.[1])

Die Natur kommt für Petrarca als mächtiger Einfluß in betracht. Und zwar nicht als Erkenntnis, wie sie die Philosophen mit einer weitschichtigen Metaphysik erfüllte, sondern als geheimes Gefühl, als Naturgefühl, das im Tiefsten des reichen Lebens-

---

[1]) Es ist interessant, zu vergleichen, wie mittelalterliche Menschen eine solche ähnliche Stimmung aufkommen lassen und wie ihre Sprache sie meistert. Z. B. der tiefe Eckhart in der Predigt „Von der Abgeschiedenheit": . . . „Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: Das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt soviel ewige Seligkeit, als die mit Christo in der größten Bitternis stehen. Nichts ist so gallebitter

gefühls wurzelt. Auch hier übernimmt Petrarca antikes Erbe, auch hier werden leis angedeutete Empfindungen entdeckt und wachgerufen, die für andere längst tot und sinnlos waren. Die Gefühlswelt römischer und hellenistischer Dichter geht durch ihn hindurch und erfüllt sich mit der Kraft des italienischen Volksgeistes, wie er im Trecento lebendig war: es wird die moderne Subjektivität geboren. Die ganze Renaissance kam so zu stande. Sie ist heute bekannt, die Episode, die sich so modern gegen den zeitgeschichtlichen Hintergrund abhebt: Petrarca besteigt als Zweiunddreißigjähriger den Mont-Ventoux. Ein Rausch der Sehnsucht überkommt ihn, als das weite, ferne Land zu seinen Füßen liegt, die Sevennen, der Rhonefluß, der Lyoner Golf und tief unten am Berge die Wolken. Die Bekenntnisse des Augustin schlägt er auf und sein Blick fällt auf die Worte: „Die Menschen gehen hin, um die Bergeshöhen zu bewundern und die ungeheuren Fluten des Meeres und den breiten Lauf der Ströme und den weiten Kreis des Ozeans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer Acht, vor sich selbst bleiben sie ohne Bewunderung“ . . . . Seinem starken Lebensgefühl geht in dieser seltsamen Stunde die geistige und sittliche Macht der Natur auf, aber so gewaltig, daß er sie nicht mehr vergessen kann. Wie ein verklärtes Entrücktsein hatte es ihn erfaßt, das in ein neues Land der Seele mit neuen Menschen, Bergen, Meeren und Wolken blicken läßt. Immer drängt dieses Naturgefühl im späteren Leben an die Oberfläche und verwuchs mit der glühenden Liebesleidenschaft für jenes Weib seiner Träume: Laure de Noves. In vielen Liedern zittert diese Stimmung. Aber auch die Einsamkeit, die einst hellenistischen und römischen Dichtern so viel zu sagen hatte, findet in ihm einen gefühlvollen Freund. Die Stille der Natur, Stimmung, Romantik und Idyll sind Genüsse und Anregung für sein geistiges und ästhetisch so feinfühliges Leben:

Einsam und sinnend zieh ich durch die Lande,
Die ödesten, mit langsam trägem Schritte,

---

wie Leiden, und nichts so honigsüß wie Gelitten haben. Das sicherste Fundament, auf dem diese Vollkommenheit ruhen kann, ist Demut. Denn wessen natürlicher Mensch hier in der tiefsten Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt empor zur höchsten Höhe der Gottheit. Denn Liebe bringt Leid — und Leid bringt Liebe!“ (Meister Eckharts Schriften und Predigten. Herausgeg. von Herm. Büttner. Leipzig. Verlag Eugen Diederichs 1903. I. Bd., S. 22.)

Und ringsum schweift zur Flucht mein Blick, wo Tritte
Der Menschen irgendwo zu seh'n im Sande.[1])

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Von Bild zu Bild, von Berg zu Berg enteile
An Amors Hand ich; denn betret'ne Stelle
Gewährt mir keine Seligkeit hienieden.
Nur zwischen Höh'n, am Bach, in stiller Weile,
Im Schattental, an blumenreicher Quelle
Erringt die Seele sich den Frieden . . . .
Auf Bergeshöh'n, wo Wälder finster ranken,
Nur find ich Ruhe; feindlich meinem Herzen
Ist jede Wohnung . . . .
Wo sich der hohen Pinie Schatten dehnen,
Da ruh ich, und gleich auf dem nächsten Steine
Entwerf' ihr schönes Bild ich in Gedanken.[2])

Petrarca nennt nur zwei Künstler, den Maler Simone Martini († 1344) und den großen Giotto di Bondone[3]) († 1337). Von anderen schweigt er. Und doch war das ältere Trecento nicht arm daran. Wir wissen, daß unser Dichterhumanist dieser Kunst im ästhetischen Formensinn und Stilgefühl weit schon vorangeeilt war. Auch früher ebenfalls Dante. Wiewohl in den Trecentisten — besonders der Malerei und dann auch der Plastik — noch so viel Antikes lag, Heidnisch-mittelalterliches, das einst das kirchliche Christentum in jener brutalen Umwertung für sich in Anspruch genommen hatte, so ging doch schon etwas von derselben Erregung durch ihre Seelen wie bei Petrarca. Dieselbe heiße Leidenschaftlichkeit und Erlebnisstärke, derselbe naturalistische Optimismus und weltbejahende Wirklichkeitssinn. Und das zu einer Zeit, wo seine Kulturarbeit noch nicht dem eigentlichen klassischen Künstlergeschlecht der ausgereiften Renaissance den neuen Weg gewiesen. Wie bemerkt, es war noch so viel verdorbene Antike in diesen Schöpfungen, viel überkommene mittelalterliche Technik und alter hierarchischer Kirchengeschmack. Aber das lag in ihnen doch schon, so gut wie in dem weit vorangeeilten

---

1) Son. 27.

2) Kanzone XVII.

3) Eine Madonna von Giotto vererbte er dem Francesco da Carrara, dem Herrn von Padua. Mit Martini wurde er in Avignon bekannt, als dieser den Konsistoriumsaal des päpstlichen Palastes ausmalte.

Petrarca: Die Steigerung des Wirklichkeitsempfindens und eine neue leidenschaftliche Art der Verarbeitung von Erlebnissen. Keine Treibhausgefühle der scholastischen Dogmatik, sondern der Empfindungsausdruck eines starken und gesunden Volkssinnes. Freilich wird das dann im Quattrocento eine klare, freudige Sprache. Aber auch Giotto schon, der so viel an Dante gelernt, hat sie zögernd gesprochen und seine Darstellung des Ausdrucks ist konzentrierte Rede, klare Erzählung und Handlung. Die Gebärde seiner Menschen ist bedingt durch ein neues Leben, das aus erwachten Volksinstinkten kam. Es ist dieselbe Begabung, die auch Petrarca geleitet hat. Diese ganze neue Menschheitsbildung ist doch so garnicht unerwartete „Wiedergeburt", um diesen abgegriffenen Ausdruck zu gebrauchen. Uralte Interessen, die wie glimmende Feuer unter Schutt und Geröll verborgen lagen, sind plötzlich hervorgebrochen und haben ganze Geschlechter und Landstriche erfaßt, große Gedanken Platons und urchristliche Ideale, Gesinnungen antiker Lebenshaltung und Kultur. Sie waren ja im Mittelalter nicht ganz tot und hatten sich in jenen stillen Gesinnungsgemeinden als „christlicher Humanismus" zurückgezogen, geheim und zögernd gelebt, bis dann allmählich besonders die Sozietäten und Akademien eine alte Kultur zum Leben riefen und dort eine neue, aus dem Volke wachsende, ja, auch in der Kunst eine ganz und gar nicht nachahmende schaffende Einbildungskraft siegreich durchsetzten. Und Petrarca steht unter den ersten Vertretern dieser neuen sinnenstarken Welt. Die nun entstehende Literatur hat ihre schulmäßige Doktrin in einer neuen Anthropologie. „Diese erforscht im Unterschiede von der modernen Psychologie die Inhaltlichkeit der Menschennatur selber, den Lebenszusammenhang, in welchem die Inhalte und Werte des Lebens zum Ausdruck gelangen, die Entwickelungsstufen, in denen das geschieht, das Verhältnis zur Umgebung, endlich die individuellen Daseinsformen, zu denen der Mensch sich differenziert, und so entspringt folgerichtig aus ihr eine Lehre von der Lebensführung, eine Beurteilung der Lebenswerte, kurz eine Lebensphilosophie. Diese Literatur setzte ein mit der Vertiefung in die Person, welche das eigene Innere zu erfassen unternahm, um auf diese Ansicht ihre Lebensführung zu gründen".[1]) Sie setzt ein mit Francesco Petrarca.

---

[1]) Wilhelm Dilthey: Die Funktion der Anthropologie in der Kultur des 16. u. 17. Jahrhunderts. Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. (Sitzung der philos.-hist. Klasse vom 7. Januar 1904.) 1904, I. (Sonderabdruck) S. 2.

Das theologische Seminar der Brüdergemeinde.

Ein Erinnerungsblatt zur Feier seines 150 jährigen Bestehens.

Daß eine so kleine Kirchengemeinschaft wie die Brüdergemeinde sich nicht nur durch nahezu 200 Jahre ihre Eigenart gewahrt hat, sondern sie auch in steter Auseinandersetzung mit allen Wandlungen des geistigen und kirchlichen Lebens weitergebildet hat, hängt mit der bewußten Pflege wissenschaftlicher Bildung in ihrer Mitte zusammen. Eine solche Pflegstätte ständiger Fühlung mit dem wissenschaftlichen und kirchlichen Leben Deutschlands ist das seit mehr als 80 Jahren in Gnadenfeld bestehende theologische Seminar der Brüdergemeinde. Das Interesse weiter Kreise an der Feier seines 150jährigen Bestehens am 24. bis 25. Mai beweist die über die Grenzen der Brüdergemeinde hinausreichende Bedeutung seiner Arbeit. Neben staatlichen und kirchlichen Behörden — es seien hier nur die Grüße des Kultusministers Studt und des Oberpräsidenten von Schlesien erwähnt — bezeugten verschiedene evangelisch-theologische Fakultäten deutscher Universitäten dem Seminar ihre Teilnahme an seiner Feier. Persönlich vertreten waren die Fakultäten von Breslau, Halle, Jena und Tübingen durch die Proff. DD. Cornill, Reischle, Nippold und Karl Müller. Gießen, Marburg und Straßburg, sowie die Fakultät der freien Kirche in Lausanne, hatten Begrüßungsschreiben gesandt, ebenso das deutsche archäologische Institut in Jerusalem, dessen Leiter Prof. D. Dalman 1881-1887 Dozent am Seminar war. Prof. D. Spitta-Straßburg widmete dem Seminar zu seinem Jubelfest sein jüngst erschienenes Buch: „Die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform des Abendmahls“. Drei Ehrenpromotionen wurden bei der Feier verkündet, die des durch Erforschung der Geschichte der böhmischen Brüder, durch Auffindung und Herausgabe einer Schrift des Comenius und andere historische Arbeiten bekannten früheren Dozenten am Seminar und Vorstands-Mitgliedes der Comenius-Gesellschaft Joseph Müller zu einem Dr. theol. h. c. durch die theologische Fakultät in Tübingen und die der beiden am Seminar wirkenden Lehrer des A. T. und der philosophischen Fächer, Roy und Steinmann, zu Ehrenlizentiaten durch die Fakultäten Breslau und Gießen.

In diesen Ehrungen kam die Anerkennung dessen zum Abdruck, daß es dem Seminar der Brüdergemeinde gelungen ist, in einer 150jährigen Geschichte, freilich nicht ohne Kämpfe, ein Problem praktisch zu lösen, das in dem Widerstreit zwischen theologischer Wissenschaft und den

Forschungen der Kirche beständig zu Tage tritt. Mächtige kirchliche Parteien möchten in den theologischen Fakultäten eine ihren Interessen dienende, von ihren dogmatischen Anschauungen beherrschte Theologie gepflegt sehen. Die protestantische Theologie wiederum fordert eine freie und ungehemmte Entfaltung ihrer Arbeit, der nur die Entwicklung wissenschaftlicher Arbeit, nicht aber kirchliche Bestrebungen ihre Gesetze geben. Mitten in diesem Widerstreit ist die Brüdergemeinde mit ihrem Seminar ihren eigenen Weg gegangen. Sie hat als freikirchliche Gemeinschaft den Versuch gemacht, sich eine eigene theologische Gelehrtenschule zu schaffen und zu erhalten, weil sie eine wissenschaftlich-theologische Ausbildung ihrer Kirchendiener für unentbehrlich hielt. Damit aber mußte sie die praktische Probe machen auf den Satz Schleiermachers — des durch das Seminar der Brüdergemeinde hindurchgegangenen größten Theologen des 19. Jahrhunderts: „Entweder bedarf die Kirche nicht der Wissenschaft, dann geht sie die Wissenschaft auch nichts an, oder sie bedarf der Wissenschaft, dann muß sie die Wissenschaft frei lassen".

Die Geschichte des Seminars zeigt, daß die Brüdergemeinde es wagen konnte, sich mit diesem Entweder — Oder auseinanderzusetzen, weil sie, nachdem sie zuerst den Weg kirchlichen Zwanges versucht, in neuerer Zeit je länger desto mehr in der Richtung gegangen ist, die Schleiermacher in engem Anschluß an das angeführte Wort als die für die Kirche in dieser Frage richtige gekennzeichnet hat. Er sagt: „Die Kirche entwickelt ja die religiöse Gesinnung, dieser muß sie vertrauen und darauf bauend die Wissenschaft sich frei entwickeln lassen". Der religiösen Gesinnung der Dozenten am Seminar vertrauend, hat die Brüdergemeinde ihrer wissenschaftlichen Arbeit Freiheit der Bewegung gewährt. Das trat besonders im letzten Jahrzehnt zu Tage, als diese Fragen vor der Synode der Brüdergemeinde zum Austrag gebracht wurden.

In den ersten Jahrzehnten der Geschichte des Seminars spielten solche Schwierigkeiten noch keine Rolle. Hervorgegangen aus einer Brudergemeinschaft von Zinzendorf beeinflußter Studenten der Universität Jena, die 1739 aus Jena ausgewiesen wurden, war das in der Wetterau begründete eigene Seminar der Herrnhuter nicht als theologische Lehranstalt gedacht. Zinzendorf erstrebte ja etwas ganz anderes als die Begründung einer kleinen Kirchengemeinschaft, wie es die heutige Brüdergemeinde ist. Er wollte innerhalb der großen Kirchen echte religiöse Gemeinschaft pflegen. Die Gelehrten, die sich ihm anschlossen, suchte er darum in dem Seminarium theologicum Augustanae confessionis zu einer Studiengemeinschaft nach Art der Leibnizscher Akademieen zu vereinigen. Aber diese Gründung löste sich 1750 mit der Brüdergemeinde in der Wetterau auf. Die Reste siedelten

nach Barby bei Magdeburg über. Hier wurde das Institut 1754 als eigentliche Lehranstalt für die wissenschaftliche Ausbildung des eigenen Nachwuchses der Brüdergemeinde neubegründet, nachdem die Brüdergemeinde sich zur eigenen Kirche immer mehr herausgebildet hatte. Man beschränkte sich zunächst nicht auf theologische Vorlesungen. Da viele adlige Familien sich den Herrnhutern angeschlossen hatten und man auch von ihnen Förderung der Sache der Gemeinde erhoffte, richtete man auch juristische und ökonomische Vorlesungen und Übungen ein. 8 Dozenten und Repetenten lehrten an dem Institut. Aber in der 2. Generation verengte sich das Seminar zur theologischen Bildungsanstalt, und jetzt überwogen bald die kirchlichen Interessen die wissenschaftlichen. Gegen den damals in Deutschland sich ausbreitenden Rationalismus und die neuere Philosophie sollte die studierende Jugend gewaltsam abgeschlossen werden. Unter diesem Prohibitivsystem litt am meisten der 1785-87 im Seminar studierende Schleiermacher. Die Zustände trieben ihn zum Bruch mit der Brüdergemeinde und zum Austritt aus dem Seminar. Der Widerwille der Besten gegen den Betrieb am Institut veranlaßte aber die leitenden Persönlichkeiten nur zu noch schärferen Maßregeln. Das Seminar war seinem Untergang nahe, als man es zuletzt gar von 1808-1818 zu einem dürftigen Anhängsel des Pädagogiums in Niesky gemacht hatte. Da griffen die Männer ein, die als Freunde und Gesinnungsgenossen Schleiermachers jene Zeiten kirchlichen Druckes durchlebt hatten, selbst aber unter dem Einfluß von Kant und dem auch aus dem Seminar hervorgegangenen Philosophen Fries standen. Sie erwirkten von der Synode 1818 eine Neubegründung des Seminars in Gnadenfeld in Oberschlesien. Hier hat zuerst Johannes Plitt, der vorher in Neuwied am Rhein tätig gewesen und mit dem geistigen und kirchlichen Leben des Westens in reger Beziehung gestanden hatte, die Grundlage für die Gestaltung des Seminars zu einer eigentlich wissenschaftlichen Lehranstalt gelegt. Ihm folgten tüchtige Männer, und 1847 trat sein Sohn, Hermann Plitt, als Dozent am Seminar seine 33jährige Lehrtätigkeit an. Er baute das Institut weiter aus, nachdem er 1853 dessen Leitung übernommen hatte. Durch eine eifrige literarische Wirksamkeit griff er in die theologische Arbeit seiner Zeit ein. In dem letzten Jahrzehnt seines Direktorats zeigten sich die Folgen seiner Förderung des Instituts in einer für ihn selbst unerfreulichen Weise. Die historisch kritische Theologie fand Eingang in das Institut. Plitt und sein Nachfolger kämpften einen vergeblichen Kampf dagegen. Erst D. Bernhard Becker, der auch bis zu seinem Tode Vorstands-Mitglied der Comenius-Gesellschaft gewesen ist, brachte in den Jahren 1886-1894 das Seminar wieder zu ruhigerer Weiterentwicklung seiner Arbeit. Das von ihm zu einer wissenschaft-

lichen Lehranstalt mit ernster und doch freier Forschung ausgebaute Seminar hatte dann in den Jahren 1895-1897 schwere Stürme zu bestehen. Anläßlich des Apostolikumsstreites in der großen Kirche wandte sich D. Plitt gegen das einst von ihm geleitete Seminar. Er fand die Unterstützung weiterer Kreise, sodaß ein Lehrstreit in der Brüdergemeinde ausbrach, der die Existenz des Seminars in Frage stellte. Die Synode von 1897 brachte die Entscheidung. Die Differenzen der theologischen Lehrmeinungen wurden offen ausgesprochen, aber doch wies die Synode die Anträge auf Aufhebung des Seminars oder andere Besetzung seines Lehrkörpers zurück. Man einigte sich über die theologischen Gegensätze hinweg im Vertrauen auf die Einheit der religiösen Gesinnung. Dem Seminar wurde sogar von dieser Synode ein 7. Studiensemester gewährt, und es konnte sich nun unter der Leitung von D. Paul Kölbing günstig weiter entwickeln. Seit 1896 gibt es Berichte mit wissenschaftlichen Abhandlungen der Dozenten heraus.

Die Jubelfeier verlief in der würdigsten Weise und trug einen harmonischen Charakter. Eine große Anzahl alter Schüler — einzelne aus weiter Ferne — war zu dem Fest herbeigeeilt, und eine Menge von Festgrüßen bezeugte die nahe Verbundenheit der im kirchlichen Dienst in dem Erziehungswesen der Gemeinde und in ihrer Mission in aller Welt zerstreuten ehemaligen Mitglieder des Seminars mit der Stätte ihrer Studien. Sinnige und wertvolle Gaben wurden überreicht. 21 Geistliche deutscher Landeskirchen, die im Seminar ihre Ausbildung erhielten, stifteten die Gesamtausgabe der Werke Calvins, und Freunde des Seminars begründeten eine Jubelstiftung für Ferienreisen der Dozenten. R.

Kleinere Mitteilungen.

Comenius als Pansoph.

In der kürzlich erschienenen Schrift von Dr. Gustav Beißwänger „Amos Comenius als Pansoph“ (Stuttgart, W. Kohlhammer 1904) tritt der scharfe Unterschied dieses Gottesgelehrten von den meisten zeitgenössischen Theologen im engeren, kirchlichen Sinn dieses Wortes klar in die Erscheinung. Für Comenius war nicht das letzte Ziel der „Glaube“ im Sinne der Scholastik, sondern für ihn stand die „Weisheit“ — die Allweisheit oder Pansophie, wie er sagt — im Mittelpunkt des Gedankenkreises. Was Comenius im Sinne der Religionsgemeinschaft, der er angehörte, unter Weisheit versteht, haben wir früher bereits angedeutet. Mit Recht sagt Beißwänger (S. 8), daß Comenius trotz der höchsten Schätzung, die er der Person wie der Lehre Christi entgegenbringt, weit entfernt ist von einem engherzig konfessionellen Standpunkt, denn unter den großen Vorbildern und Lehrern der „Weisheit“, die er anführt, haben auch Plato, Salomo, Moses, der h. Bernhard u. andere ihre Stelle. Er will alle hören, die je über Gottesfurcht, Wissenschaft und Künste reiflich nachgedacht, gleichviel, welcher Religion sie angehörten oder angehören. Denn die Funken des göttlichen Lichts sind über alle Zeiten und Völker verteilt. Zu dem „Tempel der Weisheit“, den Comenius, wie er sagt, nach den Ideen, Richtmaßen und Gesetzen des höchsten Baumeisters bauen will, soll jeder Zutritt haben, ohne Rücksicht auf Stand, Alter, Geschlecht und Sprache. Das Menschengeschlecht ist es, in dessen Besitz er „die Schatzkammer der Weisheit“ — so nennt er das pansophische Werk, das ihm vorschwebte — bringen will, und nicht etwa bloß die Gebildeten des Menschengeschlechts hat er dabei im Auge, sondern alles Volk und alle Geschlechter sollen einbegriffen sein. Dieses große Werk, die „Pansophie“, soll seinem Zweck nach keineswegs dem toten Wissen, sondern dem praktischen Leben, der Arbeit am Menschheitsbau dienen; aber nicht minder soll es über dieses Leben hinausführen und dazu Anleitung geben, Gott selbst zu suchen und zu finden. „Eine heilige Jakobsleiter soll sie werden, diese Pansophie, hinaufführend durch alles Sichtbare zum Unsichtbaren, von der Erde auf zur Majestät Gottes selbst, um hier, im unbeweglichen Mittelpunkt der Ruhe . . . den Menschen mit ewiger Seligkeit zu tränken“ (S. 13).

Bemerkungen und Streiflichter.

Die Idee des **Makrokosmus**, sofern derselbe als wesensverwandtes Gegenstück des **Mikrokosmus**, des Menschen, gedacht wird, ist für die Weltanschauung der Kultgesellschaften des Humanismus charakteristisch und kann, obwohl sie in mannigfachen Abwandlungen und in verschiedenartiger philosophischer Sprach- und Darstellungsweise hervortritt, als ein wesentlicher Teil des ganzen Systems bezeichnet werden. Sie findet sich daher auch seit Plato bei allen Wortführern wieder, so bei Nicolaus von Cusa, Paracelsus, Servet, Comenius, Giordano Bruno, Weigel, Jacob Böhme und Leibniz.

Sehr alt sind die Versuche bestimmter Kreise, innerhalb der alten Sozietäten, denen von jeher auch Personen von Stand angehörten, engere Vereinigungen von Adligen zu bilden und diese in der Form eines **Ordens** (Ritterordens) zu organisieren. Derartige Versuche sind auch an den Gründer der Sozietät „Zum Palmbaum“, den Fürsten Ludwig von Anhalt von einflußreicher Seite herangetreten, aber schließlich im wesentlichen gescheitert. In klarer Erkenntnis der Tatsache, daß die Orden ihrem Wesen nach Hilfsgenossenschaften der Kirche waren, lehnte Fürst Ludwig den Gebrauch des Namens für die von ihm begründete fruchtbringende Gesellschaft grundsätzlich ab und erklärte, daß er eben keinen Orden, sondern eine Sozietät oder eine Brüderschaft habe stiften wollen. (Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt, Bd. III, 13. Heft.)

Zu den geistlich-weltlichen Adelsgenossenschaften des Mittelalters, deren Geschichte ja im allgemeinen, soweit es sich um die eigentlichen Ritterorden handelt, bekannt genug ist, gehören im gewissen Sinne auch die sogenannten **Milites de militia Christi**, die der h. Dominikus während der Kämpfe wider die Waldenser ins Leben gerufen hat. Diese Ritter von der Ritterschaft Christi besaßen den Charakter von **Tertiariern der Dominikaner** und haben als solche der römischen Kirche bei der Aufspürung und Bekämpfung der Häretiker gute Dienste geleistet. Da diese Tertiarier sich ebenfalls der Formen des Rittertums und der Orden bedienten, war es sehr schwierig, die Ritter Christi von den älteren Ritterorden zu unterscheiden; indem die ersteren dadurch leicht bei den letzteren Eingang fanden, gewann der Dominikaner-Orden einen Einblick in die Bestrebungen der alten Ritter und Orden, die man als Kampfgenossen und Beschützer der „Waldenser“ betrachtete.

In der Monatsschrift für die kirchliche Praxis, hrsg. von Baumgarten (Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. Br.), 1904, Heft 4 findet sich eine Anzeige des in diesen Heften erschienenen Aufsatzes von Keller über Herder, die in mancher Beziehung höchst beachtenswert ist. Die kurze Anzeige lautet:

„Im großen Zusammenhange seiner bekannten Bestrebungen behandelt Ludw. Keller (Vorträge u. Aufs. aus der Comenius-Gesellsch. XII, 1.

106 S., 1 Mk.) Joh. Gottfr. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus, seine Verdienste um die Reinigung des britischen Systems der Freimaurerei und seine innere Förderung durch die Freunde und Brüder ebenso einseitig herausstellend, wie z. B. Haym sie als nebensächlich dargestellt hat. Für uns ist, vom nächsten Thema abgesehen, von großer Bedeutung die Erkenntnis der durchgehenden Zusammenhänge, die unsere heutige humanistische Bildung mit jenen dem Staat und der Kirche gegenüber nicht geheimen, wohl aber unsichtbaren Kultgesellschaften verbindet. Dafür sind wir Keller zu Dank verpflichtet." Hier wird also von dem Berichterstatter — es ist zweifellos Otto Baumgarten selbst, der seine literarische Tätigkeit im Jahre 1888 mit einer größeren Schrift über Herder begonnen hat und also zuständig ist — die Tatsache der „durchgehenden Zusammenhänge" anerkannt und ihr eine große Bedeutung zugeschrieben; gleichzeitig aber wird ganz im Sinne Herders bemerkt, daß diejenigen Kultgesellschaften, um die es sich hier handelt, dem Staate und der Kirche gegenüber nicht geheim, wohl aber unsichtbar gewesen sind. Man weiß, daß die Sozietäten selbst sich stets als „unsichtbare Gesellschaften" bezeichnet haben, daß ihnen aber die Gegner den Makel des „Geheimbundes" anzuhängen versucht haben. Sind etwa die Tertiarier der römischen Kirche in diesem Sinne nicht auch ein Geheimbund?

Friedrich der Große hat gelegentlich geäußert, daß er die Erfolge, die er erkämpft habe, zugleich für den Protestantismus errungen habe, d. h. er war sich der Tatsache klar bewußt, daß auch der siebenjährige Krieg, wenn auch in verändertem Sinne, eine Art von **Religionskrieg** gewesen ist. Viel stärker noch aber als bei dem König war dies Bewußtsein bei einem großen Teile seiner Offiziere und seiner Truppen ausgeprägt, ja es steht fest, daß ein Teil seiner Regimenter die fast übermenschlichen Anstrengungen, die ihnen zeitweise zugemutet wurden, ähnlich wie einst Cromwells Panzer-Reiter, in dem Gefühl mit Willigkeit auf sich nahmen, daß sie für ihr Höchstes, nämlich für die Religion, kämpften. In dieser Beziehung ist ein Zwischenfall höchst charakteristisch, den Reinhold Koser, König Friedrich der Große (Stuttg. 1900, II, 264) berichtet, ein Zwischenfall, der dem König, wie Koser sagte, die Tränen in die Augen trieb und bei dessen Erzählung der sonst doch nicht weichmütige Fürst, wenn er später darauf zurückkam, abermals von Rührung übermannt wurde. Der König hatte im Sommer 1760 seinen Regimentern ungeheure Anstrengungen auferlegen müssen und war gezwungen gewesen schließlich bei Liegnitz den Kampf gegen eine gewaltige Übermacht aufzunehmen. Der Ausgang ist bekannt: am 15. August 1760 vollzog sich durch den glänzenden Sieg bei Liegnitz eines der entscheidenden Ereignisse des Feldzugs. Der sonst so schwer zu befriedigende König, der lange Zeit nur Scheltworte für seine tapferen Regimenter gehabt hatte, war in hohem Maße befriedigt: heute hatte er gesehen, daß er noch seine alte tapfere Infanterie in der Armee habe. Er rief einen der Veteranen des Regiments Anhalt zu sich heran und lobte die Tapferkeit seiner Leute Da antwortete der alte Musketier: „Wie sollten wir nicht? Wir kämpfen für die Religion, für Euch, für das Vaterland". Die Worte des alten Soldaten trieben, wie gesagt, in ihrer eindrucksvollen Einfachheit dem König die Tränen in die Augen; er hatte einen tiefen Blick in die Seele seiner Armee getan.

Wir haben früher an dieser Stelle (MCG 1903, S. 362) auf die Geschichte des heute so unendlich viel gebrauchten Wortes **Religion** hingewiesen und erwähnt, daß das Wort, das etwa gleichzeitig mit dem Worte **Kirche** aufgekommen ist, im Sprachgebrauch der älteren Kultgesellschaften nicht nachweisbar ist und daher auch in den neueren Sozietäten seltener vorkommt. Welches Wort ist nun in den letzteren üblich gewesen, wenn man das allgemeine Verhältnis des Menschen zu Gott und dasjenige, was wir heute religiöse Weltanschauung nennen, bezeichnen wollte? Es ist das Wort **Weisheit** (Sophia, Philosophia), Allweisheit (Pansophia) u. s. w. das hier seit alten Zeiten als Ersatz dient. Ein „weiser Mann" ist das, was wir einen „religiösen Mann" nennen. Auch das Wort **Kunst** oder Königliche Kunst kommt im Sinn der Religion vor.

Eine für das Wesen der Geistesrichtung die wir hier verfolgen sehr charakteristische Persönlichkeit ist **Johann Georg Scheffner**, über den wir oben aus der Feder Paul Stettiner seine Lebensskizze bringen. Scheffner war ein Mann, der nach seinem eigenen Zeugnis von dem Geiste des Humanismus — Scheffner war tätiger Freimaurer — stark berührt war. Gestalten wie die seinige kehren in allen Jahrhunderten innerhalb der alten Sozietäten wieder und man wird, wenn man seine Charakteristik bei Stettiner liest, unwillkürlich an Männer wie Pomponius Laetus, Conrad Matiau, Samuel Hartlieb u. a. erinnert, die in ihrer Brust eine große und empfängliche Seele trugen, die aber im Gegensatz zu zahllosen Gelehrten und Schriftstellern, die sich auf den Markt des Lebens drängten, nicht Schreiber, sondern Täter des Wortes gewesen sind und die, obwohl sie sich absichtlich in der Stille hielten, den Gang der Geistesgeschichte dauernd und wirksam beeinflußt haben.

Worin bestanden die **Geheimnisse**, deren Hüter die Kultgesellschaften des Humanismus waren? Waren es bloß Symbole, Formen und Formeln, die man sorgfältig vor dem Auge der Massen verbarg? Man tut Männern wie Pythagoras und Plato und allen ihren großen Nachfolgern unrecht, wenn man meint, daß solche Dinge für sie hätten ins Gewicht fallen können. Der Zwang zur Geheimhaltung, den sie lieber selbst vermieden hätten, lag in anderen Umständen. Hätten sie die tieferen Einsichten in den Zusammenhang der Welt und des Menschenlebens, die sie besaßen — die Jahrtausende haben gelehrt, daß ihre Einsichten wirklich tiefere waren — den rohen Massen preisgegeben, so wären sie selbst wie die Wahrheit, die sie erkannt hatten, der Verfolgung und der Vernichtung ausgesetzt gewesen. Diese klugen Männer erkannten wohl, daß die Menschen für das wahre Licht noch nicht reif waren und daß sie die Fackel der Wahrheit nicht auf die Straße tragen durften, ohne vom Pöbel für Toren oder für Revolutionäre und Staatsverbrecher gehalten zu werden. War diese Besorgnis etwa unbegründet?



Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.

Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung.

Gestiftet am 10. Oktober 1892.

Gesamtvorstand der C. G.

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller**, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz (Kreis Guben).

Mitglieder:

Direktor Dr. **Begemann**, Charlottenburg. Pastor **Bickerich**, Lissa (Posen), Prof. **W. Bötticher**, Hagen (Westf.). Graf **Stanislaus zu Dohna**, Dr. phil. u. Hauptmann a. D. in Berlin. Stadtbibliothekar Dr. **Fritz**, Charlottenburg. **Herm. Heyfelder**, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. Br Professor Dr. **Karl Hilty**, Bern. Professor Dr. **Hohlfeld**, Dresden. **W. J. Leendertz**, Prediger, Amsterdam. Banquier **Rud. Molenaar**, Berlin. Professor Dr. **Fr. Nippold**, Jena. Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Bamberg. Dr. **Rein**, Professor an der Universität Jena. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. **Karl Schneider**, Berlin. Geh. Hofrat Prof. Dr. **B. Suphan**, Weimar. Univ.-Professor Dr. **von Thudichum**, Tübingen. Dr. **A. Wernicke**, Direktor der städt. Oberrealschule und Prof. der techn. Hochschule, Braunschweig. Direktor **W. Wetekamp**, Berlin-Schöneberg. Prof. Dr. **Wolfstieg**, Bibliothekar des Abg.-H., Berlin. Prof. Dr. **Wychgram**, Direktor der Augusta-Schule, Berlin. Dr. **Jul. Ziehen**, Ober-Studien-direktor, Berlin-Wilmersdorf. Prof. D. **Zimmer**, Direktor des Ev. Diakonie-Vereins, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer **R. Aron**, Berlin. **J. G. Bertrand**, Rentner, Berlin-Südende. Dr. **Wilh. Bode**, Weimar. Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Prof. **H. Fechner**, Berlin. Geh. Regierungs-Rat **Gerhardt**, Berlin. Professor **G. Hamdorff**, Malchin. Geh. Regierungs-Rat Dr. **Moritz Heyne**, Professor an der Universität Göttingen. Oberlehrer Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Pastor D. Dr. **Kirmss**, Berlin. Chef-Redakteur **v. Kupffer**, Berlin. Direktor Dr. **Loeschhorn**, Wollstein (Posen). Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. Univ.-Professor Dr. **Natorp**, Marburg a. L. Stadtbibliothekar Dr. **Nörrenberg**, Düsseldorf. Rektor **Rissmann**, Berlin. Stadtbibliothekar Dr. **Ruess**, Augsburg. Geh. Hofrat Dr. **E. v. Sallwürk**, Karlsruhe. Direktionsrat a. D. **v. Schenckendorff**, M. d. A., Görlitz. Bibliothekar Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Archivar Dr. **Schuster**, Charlottenburg. **Slaměnik**, Bürgerschul-Direktor, Prerau. Verlagsbuchhändler Dr. **Ernst Vollert**, Berlin.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.**, Berlin C. 2, St. Wolfgangstraße.

Geschäftsstelle für den Buchhandel:

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW.

Schriften der Comenius-Gesellschaft:

1. **Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 Mk.) erhalten alle periodischen Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 Mk. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 Mk.) erhalten nur die wissenschaftliche Zeitschrift (Monatshefte der C. G.).
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 Mk.) erhalten nur die Comenius-Blätter.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.